

UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY





5334

Ykoep

Charlotte von Kalb

und

ihre Beziehungen zu Schiller und Göthe.

von

Dr. Ernst Köpke,

Professor am Friedr. = Werderschen Gymnasium zu Berlin.

49148
26/11/00

Berlin 1852.

Verlag von Wilhelm Herz.

(Besser'sche Buchhandlung.)

1

1875

...

...

...

...

...

Dem

Freifräulein Edda von Kalb,

Hofdame Ihrer königlichen Hoheit der hochseligen Prinzessin
Wilhelm von Preußen.

Hochverehrtes Fräulein,

Als Sie die Denkwürdigkeiten Ihrer Frau Mutter in meine Hand legten, riefen Sie nicht bloß die altererbte Verehrung wach, welche ich für die Verewigte aus der Überlieferung meines älterlichen Hauses treu bewahrt habe, sondern stellten mich auch vor einen reichen Schatz von Lebens- und Herzenserfahrungen, welcher mir die Größe der edlen Frau und ihre Bedeutsamkeit zu klarem Bewußtsein brachte.

Je reicher aber das Geschenk ist, welches Ihre Gewogenheit mir bereitet hat, desto mehr fühle ich meine Armut, Ihnen genug und dem Werthe der Gabe würdig zu danken.

So niederdrückend für mich diese Erfahrung ist, ich darf es doch nicht fehlen lassen, in meiner Weise Ihnen wenigstens meine dankbare Gesinnung auszusprechen.

In dieser wurzelt die nachfolgende Darstellung. Und wenn ich es in diesen Blättern versucht habe, mit

Dem, was ich sagen konnte und sagen durfte, mit Hülfe
Dessen, was Ihre Güte mir aus der Hinterlassenschaft
der Verewigten zur freien Benützung darbot, die Be-
ziehungen Ihrer verehrten Mutter zu den Heroen un-
serer Litteratur darzustellen, so wollen Sie in meiner
That nur den Dank erkennen, den ich Ihnen für die
Fülle des Genusses und der Belehrung schuldig bin,
und den in diesen Zeilen öffentlich zu bekennen, mir
zur Ehre gereicht.

Sie haben die Manuscripte Ihrer edlen Mutter
„für die Freunde der Verewigten“ bestimmt.
Möchte ich mich dieses Namens nicht unwerth gezeigt
haben; ich würde dann die frohe Hoffnung hegen, auch
zu den Freunden der Lebenden mich zählen zu dürfen.

Berlin, den 28. Juni 1852.

Dr. Ernst Köpke.

Das Titanengeschlecht, welches am Ende des vorigen Jahrhunderts der deutschen Menschheit neue Bahnen des Geistes öffnete, ist dahin. Die Gedankenschlachten sind geschlagen, verklungen ist der Ruf der Streitenden, und über das weite Gefilde des Kampfes dahin führt der Epigone seinen Pflug, oft unsühlend, auf welcher heiliger Erde er steht, oft kaum ahnend, daß er in den Boden seine Aussaat legt, welcher für dieselbe gedüngt ist mit dem Blute jener Riesenleiber, die wie Colosse die enge Welt beschritten. Daß seine Saat fröhlich grünt und treibt, und daß, wenn auch im Schweiße seines Angesichts, dennoch mit leichterer Mühe er die Frucht ärntet — er verdankt es jenen gewaltigen Naturen, die ihm den Boden ebneten und die Stätte bereiteten, in die er, ein Erbe der Vergangenheit, seines eignen Daseins Wurzeln schlagen kann. Je tiefer ein edlerer Sinn in den Schacht der Erkenntniß sich eingräbt, desto klarer leuchtet ihm entgegen, daß er nur wenig — und wie wenig! — aus eigener Kraft vermag und daß alles, was er selber zu Tage gefördert zu haben meint, ihm aus den Goldadern der Vergangenheit zugeflossen ist. Sein Denken also wird ein Danken. Nur Unsittlichkeit bricht, wie sie es nennt, mit der Vergangen-

heit. Des sittlichen Menschen Ehrenschild dagegen ist es, in frommer Anerkennung dessen, was Ahnen ihm gewonnen, ihre Gebeine in heiliger Scheu zu sammeln, beizusetzen und ihres Gedächtnisses getreue Hüter zu sein.

In dieser Betrachtung finde ich für mich die Entschuldigung, wenn ich an die mir geheiligten Reste einer edlen Frau gehe, und es unternehme, ihren Namen bei denjenigen aufzufrischen, welche mit erusterem Sinn, als dem eines momentanen Gefallens, an das Studium unserer deutschen Literatur gehen. Ist es zu Zeiten allein schon wünschenswerth, mitlebenden Genossen Bilder großartiger Charaktere zur Nachahmung und sittlichen Stärkung vorzuführen, so scheint es dann besonders unabweisliche Pflicht, das Angedenken Heimgegangener zu erneuern, wenn man für sie eine Stelle in dem Entwicklungsgang unserer Kunst und Wissenschaft glaubt nachweisen zu können. Es ist dies eine Pflicht, wie gegen die Todten, so gegen die Lebenden.

„Dem 80. Jahre nahe legte Charlotte von Kalb die Erinnerungen ihrer Jugend nieder, erblindet, für die Anschauung der Welt um sie verschlossen, erwachten in ihrer Seele die Bilder der Vergangenheit mit erhöhter Lebendigkeit, es ward die Erinnerung ihres Lebens Leben, das Dasein ihr dadurch werth.“ So lauten die ersten Worte, welche einem Büchlein*) vorangeschickt sind, das in nur einigen Exemplaren als ein Manuscript „Für die Freunde der Verewigten“ gedruckt dem Schreiber dieser

*) Charlotte. Für die Freunde der Verewigten. Manuscript. Berlin, 1851. 8. 207 S.

Zeilen als eine liebe Gabe geschenkt wurde. Was für die Wissenschaft der Literatur aus diesem Manuscripte flüßig gemacht werden konnte und durfte, glaubte ich derselben nicht vorenthalten zu dürfen, und mit Hülfe der sonst noch zerstreuten Nachrichten über Charlotte v. Kalb, mit Hinzunahme mancher mündlichen Mittheilung und schriftlichen Aufzeichnung, welche ich der mir verehrten Erbin ihres Namens und ihrer geistigen Energie verdanke, habe ich es versucht, nicht ihr Leben darzustellen und zu schildern, sondern über ihr Verhältniß zu den Heroen unserer Literatur — soweit gehen auch gerade ihre Denkwürdigkeiten — mir selbst Aufschluß zu suchen, und diesen meinen Fund dem literarischen Publikum mitzutheilen.

Dreißig Jahre ihres Lebens, die Jahre von 1761 — 1791, umfassen die Denkwürdigkeiten der edlen Frau. Wenn ich in dieser Schrift denselben gefolgt bin, so habe ich freilich bei der Verfolgung meines Zweckes manche Schönheit des Originals verwischen müssen. Wünschenswerth wäre es gewesen, die verehrte Erbin des Manuscripts hätte sich entschließen können, dasselbe dem größeren Publikum darzubieten, um diesem den Mitgenuß der Schilderungen zu gestatten, welche diese Memoiren geben. Es haben dieselben einen hohen künstlerischen Werth und geschichtliche Glaubwürdigkeit. Das Leben und das Geschick des Individuums ist mit weiser Berechnung der Wirkung auf einen historischen Hintergrund gelegt, so daß wenigstens in dem ersten Theil das Bild der Zeit und ihrer Sitte in lebendigen Farben und mit dem Reiz, welcher stets der wahrhaften Erzählung des Selbsterlebten eigen ist, gege-

ben wird. Darin aber liegt ja gerade der Werth von Denkwürdigkeiten, daß sie in getreuem Bilde die Zeit mit all ihren Irrthümern und Wahrheiten wiedergeben; darum besonders haben Memoiren historische Bedeutung, die derjenige nicht verkennen kann, der bei historischen Forschungen auch aus diesen Quellen zu schöpfen sich genöthiget gesehen hat. Auf der Hand freilich liegt es, daß ich die Schilderungen der edlen Frau in ihrem ganzen Umfange nicht habe in meine Blätter hinübernehmen können, noch dürfen. Nur was dazu dienen mochte, das Bild ihres Charakters nach allen Seiten abzurunden, und die Elemente anzudeuten, unter deren Einfluß ihr Wesen sich entwickelt hat, das habe ich für diese Blätter benugt.

Daß Charlotte von Kalb bei der Abfassung ihrer Denkwürdigkeiten mit künstlerischer Überlegung zu Werke ging und von der Absicht geleitet wurde, ihrer Schrift historischen Werth zu geben, kann nicht bezweifeln, wer dieselbe gelesen; sagt sie doch auch selbst ein Mal: „Um die gesellschaftlichen Verhältnisse jener Tage anzudeuten, ist dieß Verhältniß erwähnt worden. Zwanzig Jahre später wäre eine solche Verbindung keinem Hindernisse begegnet. Dazumal war gegenseitig frecher Ungestüm.“ Und wie sie denn absichtlich an einem Bilde nicht sowohl ihrer Jugend, als vielmehr der Zeit arbeitete, welche an ihrer Jugend bildete, so findet sich natürlich in den Denkwürdigkeiten eine unendliche Mannichfaltigkeit, ein überschwenglicher Reichthum des Stoffes. Keine Sphäre der menschlichen Thätigkeit im vorigen Jahrhundert ist ohne Berücksichtigung geblieben; sie giebt den Blick frei in die gährenden Ele-

mente, aus denen eine neue Zeit nicht ohne gewaltige Erschütterungen sich entwinden sollte. Das ahnungslose Treiben des grundbesitzenden Adels, die lauernden Schritte der Geheimgesellschaften an Höfen und in Residenzen, der erwachende Nationalismus in der Kirche, der Wunderglaube, die politischen Sympathieen für Amerika, das Hinausdrängen der gebildeten unteren Stände in die Kreise der Aristokratie, die ganze Masse wunderbar durcheinander stürzender Materien schildert das Buch in lebendigsten Farben. Und ich für mein Theil stehe auch nicht an, diesen Erzählungen und Bildern vollständigen Glauben zu schenken, zum Theil nach dem, was sonst schon aus jener Zeit bekannt ist, zum Theil aber auch weil ich gelernt habe, die Genauigkeit und Treue zu bewundern, mit welcher Frau v. Kalb über diejenigen Themata berichtet, welche ich in den nachfolgenden Blättern einer genauen Prüfung unterworfen habe. Jahreszahlen und Daten stehen freilich nur drei-, höchstens viermal im ganzen Buche. Aber die Gruppierung des Stoffes läßt es nicht allzu schwer erscheinen, diesen Mangel anders woher zu ersetzen.

Als den Charakter ihrer Erzählung möchte ich bezeichnen, daß die Verfasserin weniger hinneigt zur Entwicklung der Ereignisse eines aus dem anderen, also zur pragmatischen Geschichtsschreibung, als vielmehr zur Schilderung von Situationen und von Stimmungen. Bild auf Bild folgt aufeinander. Sie arbeitet darum eher mit dem Griffel eines Novellisten, der die Situation zum Mittelpunkt seiner Darstellung macht, um an ihr die Charaktere in ihrer Geltung sich abspiegeln zu lassen, als mit dem eines

Romanschreibers, dessen Aufgabe es ist, den Charakter so zu entwickeln, daß er selbst als der Thäter seiner Thaten erscheint, daß die Situationen und Schicksale, von ihm erst hervorgerufen, gleichsam die nothwendigen und darum natürlichen Ausdrücke seiner Bildungsphasen werden. Charlotte v. Kalb malt die Ereignisse so, daß leicht erkannt werden kann, wie sie auf die einzelnen Zeugen derselben wirken. Daraus folgt ihre Vorliebe für die Schilderung von Seelenstimmungen, die sie mit wenigen Strichen meisterhaft zu zeichnen weiß. Wo sie es dagegen absichtlich darauf anlegt, Romanhaftes zu geben, wie in ihrer Erzählung beim Mahle in Manheim, und in dem Roman „Cornelia“, der ebenfalls nur als „Manuscript für Freunde“ gedruckt ist, da wird sie in der Anordnung des Stoffes, bei aller Schönheit einzelner Partieen, unklar; sie führt unnütze Personen ein, lenkt durch eine unpassende Einleitung von dem Hauptziele ab, so daß ich bei dem Berichte über jene Erzählungen mich genöthigt gesehen habe von der Behandlung ganz abzusehen und nur das eigentlich Hauptsächliche übersichtlich zusammenzustellen.

Charakteristisch für die Verfasserin ist ferner auch der oft mystische Ton ihrer Wendungen und die Dunkelheit der Sprache, welche freilich für denjenigen schwindet, der sich mit Lust in das Buch hineinliest. Der findet Gedankenfülle und Reichthum der Vorstellung, welche sich allerdings den kürzesten und knappsten, doch nicht immer bequemsten Ausdruck gefunden hat. — Aber diese Färbung der Sprache möchte ich keineswegs wegwünschen. Sie gehört zu dem Wesen der Frau Charlotte v. Kalb.

Vollständig erblindet und im hohen Greisenalter ging sie an die Abfassung des Werkes. In den Stunden der Arbeit lag ihr die Welt so weit entfernt, daß sie auch kein Bedürfniß fühlte, sich derselben in gewöhnlicher Weise, ich möchte sagen in der Sprache der Welt verständlich zu machen. Wie eine Pythia saß sie da und spendete die Räthsel der Weisheit, tiefen Sinnes voll für den, der sie lösen mochte und konnte. Ihr Stil hat einen orakelhaften Ton, der aber der einzig natürliche Ausdruck sein mußte für eine Frau, die sich an der Gränze des Lebens fühlte, und nur in einzelnen Worten die Geschichte ihrer Vergangenheit und Jugend fixiren wollte und einer fremden Hand in die Feder dictirte.

Ja, fühlte sie einerseits den Drang, sich mittheilen zu müssen, wäre es auch nur, um den Thron den Maasstab an die Hand zu geben, mit welchem sie gemessen sein wollte, so empfand sie andrerseits eine heilige Scheu, den Schleier zu lüften, den sie sorglich über die Zeit gebreitet, in welcher sie gelebt und gewirkt. Sie hatte selbst eine Ehrfurcht vor ihren eignen Wunden, welche die Welt ihr geschlagen und rührte nur ungern an deren Narben. Diese Empfindung schuf die wunderbare Gedrängtheit ihres Ausdrucks, in welcher sie häufig Worte in fremdartiger Bedeutung gebraucht, die Sätze unverbunden neben einander stellt, auch innerhalb derselben die Beziehungsform des Prädikats zum Subject fehlen läßt. Auch wendet sie häufiger die Inversion an, als sich ein Schriftsteller sonst wohl erlauben möchte. Aber alle diese Erscheinungen ihres Stils sind durchaus berechtigt und vollenden das Charakterbild der

hohen Frau für den, der sich in ihre Empfindung versetzen kann und bedenken will, daß sie nicht schrieb, sondern dictirte oder erzählte, daß also der mündliche Vortrag und die belebten Züge ihres Antlitzes, das in der Erinnerung heiliger Stunden gleichsam zu leuchten begann, das Fehlende ergänzten und der Rede Klarheit und Durchsichtigkeit gaben. So wollen denn auch die Blätter Charlottens von Kalb mehr laut als leise gelesen werden. Der Leser fühlt dann auch den Schwung der hohen Seele noch, in der diese sich erhob, wenn sie die schönen Tage einer schmerzreichen, aber auch durch hohen Genuß verschönten Jugend an sich vorüberziehen ließ. Sie schöpfte aus keiner anderen Quelle als aus der unverfägbaren ihrer reichen Erinnerung. Wo diese in kleinen Dingen sie verläßt, sucht sie nicht nach fremder Hülfe, Fehlendes zu ergänzen; freimüthig bekennt sie, wo das Gedächtniß ihr fehlt. So da, wo sie von dem Manne spricht, welchen der Coadjutor von Dalberg als Verweser seiner Privatgeschäfte angenommen. Sie sagt einfach: „Seinen Namen finde ich nicht mehr in meinem Gedächtniß.“ Kein Wunder! Wie lange Jahre lagen zwischen den Aufzeichnungen und den Erlebnissen! Darum aber wollen wir auch nicht zürnen, wenn hie und da die Reminiscenzen einzelner Reden, wie an dem Stil zu erkennen, mehr dem Gedankeninhalte, als der Form nach wiedergegeben sind, und wenn die Zeugnisse aus der heiligen Schrift, die sie in warmem Herzen trägt, und die Citate aus anderer Lectüre nicht immer ganz wortgetreu wiedergegeben sind. Zu bewundern bleibt vielmehr, wie Vieles, und das Viele wie fest und sicher das

treue Gedächtniß bewahrt hat. Auch bei ihr macht sich die alte Erfahrung geltend, daß der Verlust des Augenlichtes gleichsam zum Ersatz andere Seelenkräfte stärkt und sie fast Unglaubliches tragen läßt.

Wann Charlotte v. Kalb daran gegangen ist, ihre Erinnerungen aufzuzeichnen, erkennen wir aus der Seite 138. Sie spricht von Fran v. Stein und von Göthe und sagt: Das Grab der Charlotte von Stein grünet längst von Blum' und Moos bedeckt. — Auch er entschlief und der Pilger sucht ihn schon in seiner fürstlichen Gruft.

Auch Charlotte v. Kalb hat vollendet! Sie war die letzte, welche aus eigener Anschauung von jenen Tagen zu erzählen wußte, die aus sich eine neue Zeit geboren. Mitten in der großen Bewegung hat sie gestanden, und unter den leidenschaftlichen Stürmen der Drängenden und Bedrängten jene Ruhe und Klarheit der Seele behalten, die sie oft zur Beherrscherin der Verhältnisse gemacht hat. Wer im Stande ist, in dem Kampfe der Elemente Gesetz zu sehen und Regel, der beherrscht die Naturgewalten. Und wenn auch ihre Seele oft, todesmüde vom Ringen mit sich selbst und mit ihrem Geschick, nach heftigen Erschütterungen zusammenzubrechen drohete, sie faßte sich mächtig zusammen, richtete sich auf, und der stillernste Blick gebot überallhin die Ruhe und den Frieden, welchen die Seele bereits wiedergewonnen. Keiner ahnte die Thränen, die sie vergossen. Wer möchte sie auch zählen! — Nun grünet auch ihr der Hügel, von lieber Hand gepflegt. Das Auge, welches Irdisches zu sehen schon hier lange verlernt,

dem ewigen Lichte ist es geöffnet, und unvergänglichem Wiedersehen.

Ihr ist die Erde leicht!

Charlotte Marschalk von Dstheim wurde am 25. Juli 1761 zu Waltershausen im Grabsfeld geboren. Die Familie gehörte zur Fränkischen reichsunmittelbaren Ritterschaft, welche sich damals in 6 Cantone theilte. Die Marschalken von Dstheim gehörten dem Canton Röhn und Werra an und in der Matrikel von 1759 stehen die Güter Dankensfeld, Mariäfeld, Trabelsdorf und Waltershausen als Besizthümer derer Marschalken von Dstheim verzeichnet. Gesichertes Vermögen, adlige Sitten, ein frommes Gemüth, ein patriarchalischer Sinn waren die theuren Erbgüter, welche nicht bloß von Sohn zu Sohn forterbten, sondern auch von den Frauen derselben gepflegt auf die weiblichen Glieder des Hauses übergingen. Die Gegend von Waltershausen selbst wurde durch die moosigen Thäler, die waldbewachsenen Berge, den frischen Bergeshauch, den Duft der Wiesen, der erquicklich über die Lande wehete, den Bewohnern lieb und werth. Allmähliche Verbesserungen in den Wohllichkeiten, Erweiterungen der Garten- und Parkanlagen verschönerten das Eigenthum und namentlich auch die nächsten Umgebungen des Wohnhauses; die nach Süden geöffneten Thäler und Bergabhänge gestatteten den Strahlen der Sonne eine volle Wirkung, so daß selbst an grünem Busch die berühmte Dstheimische Kirsche zur dunkelsten Gluth hier gedeihen konnte*).

*) Ein Dstheimer, der als Chirurg in Kranien gestanden,

Charlotte Marschalk von Dülheim wuchs in dem Hause ihres Vaters gemeinsam mit einem Bruder Friß auf. Zwei Schwestern wurden erst später geboren. Ihre Jugend verlebte sie ohne das sonst allgemeine Spielwerk der Puppen und ohne die weiblich sorgende Geschäftigkeit für dieselben. Sie blieb daher empfänglicher für die Umgebung, für die Sagen ihrer Heimath, und bewahrte sich die Lust, nach den Ereignissen der Vergangenheit zu forschen und den Spuren derselben nachzugehen. Die Wittwe eines Rathes und Freundes ihres Vaters, eine zu Nancy geborne Lothringerin, leitete ihren ersten Unterricht und gab ihr das Französische Element, welches die Bildung der damaligen Zeit noch besonders verlangte; auch gestattete sie ihrer Pflegebefohlenen und deren Bruder hinreichende Zeit zu Streifereien in die Umgegend. Da erfuhren denn die Kinder mancherlei, was einen um so tieferen Eindruck auf sie machte, je weniger sie durch die Macht großstädtischer Eindrücke abgestumpft oder durch Mannichfaltigkeit der Spielsachen ihre

hatte sie mit in seine Heimath gebracht, sie auf seinen Rasenhügeln angepflanzt, und so eifersüchtig gehütet, daß Niemand einen Kern davon erhielt; ja als er fühlte, daß es zum Sterben ging, befahl er seinen Knechten, das Gebüsch auf dem Hügel auszuroden, in seinen Hof zu bringen und da zu verbrennen. Freilich geschah Alles so wie er gewollt, aber einige Sträucher waren gerettet, sie pflanzten die Dülheimische Kirsche fort, welche heut zu Tage vielleicht nur noch in dem Garten des v. Türk'schen Waisenhauses in Klein-Olienitz bei Potsdam gefunden wird, und die eigenthümliche Pflege verlangt, daß der Stranch alle 15 Jahre abgehauen wird, um von Frischem in dem ringsher vielfach umgestürzten Rasen zu treiben.

Phantasie zu raschem Wechsel ihrer Spiele und Anschauungen überreizt hatten. Und wenn es wahr ist, daß die ganze Zukunft des Menschen in den ersten Eindrücken liegt, die er von seiner Umgebung davonträgt, so will ich hier in wenigen Worten desjenigen gedenken, was Charlotte selbst in ihren Memoiren als einflußreich auf ihre Denk- und Empfindungsweise bezeichnet. Den Kindern fiel auf, daß sich den 11. Februar die Großmutter, Frau Elisabeth geborne v. Winzingerode, vor ihnen nicht sehen ließ und in stiller und ernster Beschaulichkeit den Tag hinbrachte. Es war der Todestag des Großvaters. Ein treuer alter Förster fand sich, der auf eine rührend einfache Weise von dem Tode des Herrn v. Dstheim zu erzählen wußte. Auf dem Treibjagen zu Oberfeld beim Herrn v. Stein war er, vom Schlage getroffen, plötzlich dahingestorben. Schon Tags vorher hatte er die Vesperglocke für das Ausläuten einer Leiche gehalten. Schweigend hatte er sein Käpplein vom Haupt gezogen, die Hände gefaltet und im stillen Gebet sich seinem Herrn befohlen. Und anderen Tages brachte man seine Leiche ins Dorf um dieselbe Zeit, da er gestern gesagt: man läutet ja zu einem Begräbniß.

Sechs und zwanzig Jahr war der jetzige Herr Megidius alt, als er nach des Vaters Tode vom Elsaß nach Franken übersiedelte. Mit ihm kam ein neues regeres Leben. Pläne für Änderungen in den Wohnlichkeiten und Anlagen wurden entworfen; man schritt zur Ausführung, um das Schloß würdig für die Heimführung einer Braut auszustatten. Herr Megidius Marschalk von Dstheim

vermählte sich mit der Mutter Charlottens, einer Freiin vom Stein, deren Familie ebenfalls der Fränkischen Reichsritterschaft angehörte. Sie selbst besaß Sprachkenntnisse und Belesenheit in religiösen und historischen Schriften, wie damals wenige. Ein Sohn ward geboren, der sich zur Freude der hoffenden Ältern entwickelte. Er starb in früher Jugend in dem Momente, als ein Bruder das Licht der Welt erblickte. Nach schmerzreichen Jahren berechtigte der Zustand der Mutter zu neuen Hoffnungen. Die Großmutter lebte der festen Zuversicht, es werde wieder ein Knabe geboren werden; alles Kinderzeug, was zur Bekleidung eines Mädchens dienen konnte, wurde fortgeschafft, der Namen bereits bestimmt; da hieß es: Ein Töchterchen ist geboren, und die Großmutter rief: Du solltest nicht da sein! Das ist der Gruß, mit welchem Charlotte im Leben bewillkommt wurde. Sie gedachte dessen, als sie heimathlos durch die Welt ging. Denn oft wiederholte die Großmutter das Wort, so daß der Bruder von ihrer Rede die letzten Worte auffing, um mit dem Namen „da sein“ die Schwester zu bezeichnen. Sie war und blieb seine einzige Spielgenossin und der Gegenstand einer lebenswürdig bevormundenden Sorgfalt.

Im Frühling suchte Charlotte Blumen und Kräuter, um der Mutter zu helfen, Heilsäfte daraus zu bereiten, wenn sich in ihrer Noth etwa des Dorfes Bewohner Hülfe flehend an die Gutsherrschaft wendeten. Im Herbst zog man in den Steigerwald, nach Trabelsdorf. Die Hausfrau blieb in Dankensfeld.

Bei den Herbstbesuchen im Steigerwald ereignete sich

eiußt ein betrübender Vorfall. Zum Besuch erschien des Herrn v. Dstheim Schwester, mit ihren beiden Töchtern Käthchen und Lorchchen. Die erste sollte von ihrer Wärterin durch einen Saal geführt werden. In demselben Moment, wo ihn Beide betraten, stürzte ein Bild von der Wand herab, das Kind verfiel in Krämpfe, deren wiederholten Anfällen es erlag. Die schöne Kindesleiche lag in der mit schwarzem Tuch ausgeschlagenen, mit Kerzen erhellten Kapelle. Der Anblick all der Herrlichkeit im Tode, und die still unter dem Duft von Weihrauch schlafende Gestalt machte auf Lorchchen einen tiefen Eindruck. Nach dem Begräbniß fehlte sie; vergeblich suchte man sie in Garten und Hecken. Eine Wärterin brachte ihre Schuhe, das einzige, was man von ihr, in einem der Gänge des Schlosses gefunden. Sie leiteten indeß auf die richtige Spur. Man fand das Kind in einem Schranke unter Tüchern mit gefalteten Händen liegen. „Sie wollte auch so sein wie Käthchen.“

In dem älterlichen Hause selbst entwickelte sich durch die würdige Hausfrau begünstigt ein reicher und mannichfaltig-geistiger Verkehr. Man las, man musicirte gern. Von den erscheinenden Gästen machte den tiefsten Eindruck der Deutsche Herr v. Stein, der in dem Besiße einer reichen Kommende, in allen Vorzügen körperlicher Schönheit das ernste Vorbild freiwilliger Armuth und Entsagung gab. Der Eindruck, den sein Wesen auf die jugendlichen Gemüther der Kinder hervorbrachte, war durchaus religiös-erhebend; sehr schön sagt Charlotte: was man von ihm erzählte, beseeligte uns zu dem Glauben: Ich weiß, daß

mein Erlöser lebt. Frühzeitig führte Charlotten die Sitte des Hauses in die Kirche. Ohne daß sie daheim nach dem Inhalt der Predigten befragt wurde, faste und behielt sie Manches. Als einst ein Candidat die Kanzel betreten und von dem Teufel, der umhergeht wie ein brüllender Löwe, geprediget, da grante sie sich allein zu sein, und ohne den Schutz des Bruders den Gang entlang zu ihrer Pflegerinn zu gehen. Die Mutter wurde bedenklich, sie ordnete eine religiöse Unterweisung an, die ihr auch durch andere Sprüche die erschütterte Haltung des Gemüths wiedergewinnen sollte.

Kinder sind leicht zu Thränen geneigt, auch in der Freude. Bei Tisch saß Charlotte meist neben dem Vater. Er hatte die Sitte, ihr die Hand auf das Haupt zu legen. Sie schauerte unter der sanften Berührung und Thränen rieselten aus dem freudig verklärten Auge über die Wange. Der Vater meinte sie verlegt zu haben. „C'est une bénédiction, mon père,“ sagte Charlotte.

Gern beschäftigte sie sich mit dem Spinnen; sie freute sich der Bleichen und des Gewerbsleißes, der in dem Werra-thal nicht bloß für den eigenen Gebrauch, sondern auch für den Vertrieb Linnen- und Damastgewebe schuf.

Die Sommermonate wurden geselligen Vergnügungen gewidmet, zu denen die Ankunft der Schwester ihres Vaters die Veranlassung zu geben pflegte. Befreundete Familien der Nachbarschaft, durch die feindressirten Walters-häuser Windhunde, welche die schriftliche Einladung in kleinen Kapseln am Halse trugen, gerufen, nahmen Theil an den Festen, die von Fülle und Wohlhabenheit zengten.

Die plötzliche und überraschende Ankunft des Herzogs von Sachsen-Hildburghausen gab dem Familienfest eine tiefere Bedeutung und eine höhere Weihe, so daß alle Anwesenden noch nach Jahren davon zu erzählen wußten und der Fürst selbst auf die Einladung des Herrn v. Dstheim, das nächste Jahr wieder das Fest mitzufeiern, die Antwort gab: Dieser Tag war, wie alles wahrhaft Achte, ein Solitär, ein gleicher kommt doch nicht wieder.

Bald reisete die Tante auf ihre Besitzungen ins Iththal zurück. Charlotte geleitete sie; sie lernte hier die erstverpflanzten Kartoffeln kennen, sah Kloster Banz, erlebte die Erscheinung der vierzehn Heiligen und die Gründung einer Kirche. Ganz katholischer Ritus umgab sie, obschon ihre Tante das katholische Bekenntniß noch nicht abgelegt hatte. Sie ging mit den Verwandten nach Bamberg, und der Pflege einer eifrig gläubigen Katholikin überlassen, wurde sie dem Einflusse derselben, so wie dem ihres Bruders, eines vertriebenen Jesuiten, der in Bamberg Aufnahme gefunden hatte, hingegeben. Bald glaubte sie sich — und auch dies ist ein Zeichen ihrer inneren Erregtheit — Verfolgungen ausgesetzt, bald wurde sie durch Träume geängstet, in denen sie den Vater krank oder wohl gar todt sah, bis dann wirklich zur Verwunderung ihrer Umgebung und zu eigenem Schmerz und Entsetzen die Nachricht von dem im November erfolgten Tode des Vaters eintraf. Der Schmerz ihrer Tante, der Schwester des Verbliebenen, war so heftig, daß sie Charlotte zu sehen vermied. Diese blieb der Frau Adami nun gänzlich überlassen. Sie schleppte sie in Kirchen und Kapellen herum, für die Seele

des Abgeschiedenen zu beten. Die Weihnachtszeit kam heran. Charlotte sah die Festgepränge der heiligen drei Könige und die Darstellung der Geburt Christi; sie sah ein Wachs-
bild des Christuskindeleins, welches ein Vater aus Loreto mitgebracht. Im Frühling, nach dem Verlauf einer Epidemie, vor welcher auch die jüngeren Geschwister aus dem Hause geflüchtet worden waren, wurde Charlotte von dem Geistlichen und einer Pflegerin nach Waltershausen zurückgeführt. Ernst wurde sie empfangen. Vieles hatte sich verändert. In engeren Räumen ward das Leben und schweigsamer dahingebracht.

Neue Träume scheuchten aus dem stillen Genuß des Daseins auf. —

Die Mutter hatte während der Epidemie die Kirche nicht besucht. Sie sehnte sich nach dem Genuß des heiligen Abendmahls und bereitete sich zu demselben durch ein eifriges Lesen der heiligen Schrift würdig vor, in welcher sie manchen Vers mit Rothstift bezeichnet hatte. „Laß mich auch einen rothen Spruch lesen,“ rief Fritz und er las: Ich habe ihnen Deinen Namen kund gethan und will ihnen kund thun, auf daß die Liebe, damit Du mich liebest, sei in ihnen und ich in ihnen (Joh. 17, 26.). „Also wird Deine Liebe auch mit mir sein?“ sprach der Knabe. „Wahrlich, Mutterliebe ist ewig!“

Nach dem Abendmahl erkrankte sie schnell und gefährlich; an Rettung verzweifelte der Arzt, sie selbst bereitete sich zum Scheiden, mit Gelassenheit rief sie den Geistlichen, wies auf ein Buch hin, und wie der mit Ernst und Zuneigung das dort bezeichnete Lied las, verstarb sie.

Unnennbares Weh ergriff das Herz Charlotten's; sie suchte nach der geliebten Todten, bis endlich von einem innern Drange geleitet, sie dieselbe in entlegener Kammer fern von den bewohnten Zimmern, und einsam fand. Weinend warf sie sich über die Leiche. Wie lange sie an derselben gelegen, sie wußte es nicht zu sagen. Plötzlich vernahm sie rufende Stimmen, sie fühlte sich emporgerafft, und mehr gezogen als geleitet wurde sie durch die Zimmerreihen und den langen Corridor dahingeschleppt. Durch ihr eigenes Weinen hindurch tönte ihr der Klang hin und wieder eilender Tritte, und das Dröhnen fernab zugeschlagener Thüren; dann hörte sie hinter sich den Corridor schließen, endlich das väterliche Haus selbst, und fast bewußtlos wurde sie, von ihren Geschwistern getrennt, Verwandten zugeführt, in deren Pflege sie Ruhe finden sollte. Ihre Schwestern und den geliebten Bruder sah sie zuerst nur auf Spaziergängen und an Feiertagen wieder, dann nahm sie mit ihnen und den Kindern benachbarter Familien an einem für sie besonders eingerichteten, und auf ihre Fähigkeit berechneten Gottesdienst eines höchst würdigen Geistlichen Theil. In der neuen Heimath selbst war ihr die Mitsorge für das Hauswesen übertragen. — Drei Sommermonate wurden auf einem anderen Schlosse zugebracht, ein Tanzmeister erschien, gemeinschaftliche Spiele wurden vielfach geübt; aber der Hang nach dem Alleinsein ergriff sie mächtiger denn je; sie wurde in den Augen ihrer Spielgenossen dadurch noch würdiger und oft zur Entscheidung kleiner Streitigkeiten herbeigerufen.

Wohl sprach man davon ernstlicher, an eine gründ-

liche Unterweisung Charlottens zu gehen, und sie in irgend eine Pension zu geben. Sie blieb indeß mit ihrer Schwester gemeinsam, Nachts durch das Bild der Mutter, welches ihr im Traume erschien, mannichfach bewegt. Charlotte sagt von sich: als Kind habe ich ausgeweint.

In ihrem zehnten Jahre kam sie mit den Schwestern in das von Türk'sche Haus nach Weiningen. Dort erhielt sie den ersten geregelten wissenschaftlichen Unterricht, der durch die geistvolle humoristische Auffassungsweise Lorchens, der jüngeren Schwester Charlottens, eine ganz eigenthümliche Würze erhielt. Der Verkehr mit dem Hildburghausenschen Erbprinzen und den Prinzessinnen wurde für beide Töchter bedeutsam, namentlich wurde Charlotte mit allen Kinderschriften bekannt, welche der Erbprinz in einer kleinen Bibliothek gesammelt hatte.

Ihre leichte Erregbarkeit in dieser Zeit bekundete die Erschütterung, mit welcher sie die Nachricht von der Hinrichtung von Velten Tost aufnahm, der, früher in ihrem älterlichen Hause verkehrend, den Kindern ein Böcklein eingefahren und einen Garten angelegt, und nun den alten Martin erschlagen hatte. Sie schrie heftig auf, und fiel besinnungslos nieder, und man dachte kaum, daß sie sich wieder erholen würde, so daß, wenn Ähnliches sich in dem Orte ereignete, Charlotte jedesmal entfernt wurde. „Einst ging Schiller,“ schreibt Frau v. Kalb, „durch die Waldung, wo, wie man sagte, der Mord geschehen war, einige Buchen durchkreuzen den Pfad; ich ging allein, sagte er, heftig bewegten sich die Äste; wie Klage und Ächzen war das Krauschen der Zweige umher. Bei der Rückkehr

nach Bauerbach folgte mir ein Bote, dieser hielt bei den Bäumen an, faßte meinen Arm, deutete nieder mit den Worten: Hier lag Martin erschlagen.“ Auch Fr. v. Wolzogen erzählt von diesem Ahnungsvermögen des Dichters.

Ein Jahr später, im Herbst, wurde Charlotte mit ihrer Schwester zu dem Theim v. Stein, dem Bruder der Mutter und des Deutschen Herrn, nach Nordheim geführt, damit ihnen hie die Pocken eingimpft würden. Man kam jedoch nicht dazu, das Vorhaben auszuführen, weil die trostlose Nachricht von dem Tode des Deutschen Herrn, der in Russischen Diensten durch eine feindliche Kugel vor Belgrad war getödtet worden, die Ausführung des Vorhabens aufs Ungewisse hinausshob.

Nach Meiningen zurückgekehrt, brachten die Geschwister v. Dörheim ihre Sonntage gern bei der ihnen verwandten Familie des Geh. R. von Wolzogen zu, der selbst, freilich durch Kränklichkeit gefesselt, an den Sprüchwörterspielen und improvisirten Comödien, die meist nach biblischen Erzählungen erfunden waren, lebhaften und thätigen Antheil nahm, bis er denn nach kaum eines Jahres Verlauf starb und die Söhne auf die Karlschule nach Stuttgart kamen.

Neben diesen freieren Beschäftigungen, welche die Freiheit und Glaskheit der Seele bezeugten, liefen auch ernstere Thätigkeiten, welche mehr für den Lebensgebrauch vorbereiteten. Charlotten wurde ein Theil der Sorge für das Hauswesen und die Abnahme der Rechnungen übergeben und frühzeitig der Sinn für eine geregelte Wirthlichkeit erweckt, der durch das ganze Leben hindurch in ihr

lebendig blieb, nur daß bei der Heimathlosigkeit, die sie vor Allen tief empfindet, und bei dem raschen Wechsel ihres Aufenthalts, ihr die Möglichkeit weiser Berechnung verkümmert und oft ganz abgeschnitten wurde.

Auch Lehrer wurden berufen, sie und ihre beiden Schwestern in das Gebiet der Wissenschaften einzuführen. Und dies geschah mit einem solchen Ernste, daß selbst während einer längeren Abwesenheit der Frau v. Türk, bei welcher die Fräulein v. Ostheim eine heimische Stätte gefunden hatten, von dem Lehrer ein Tagebuch über die Leistungen der Schülerinnen geführt werden mußte. Während ist hier erzählt, wie Charlotte dem Lobe freiwillig entsagte, um ihrer jüngsten Schwester Wilhelmine unverdienten Tadel zu ersparen. Die rasche Entschiedenheit, mit welcher sie dem Lehrer seinen Mißgriff vorhielt, mögen weichherzige Gemüther zu kräftig finden. Die Lectüre des Cleveland, den sie in dieser Zeit in die Hand bekam, ergriff sie tief, Bitaubé's Biblische Geschichten erschienen ihr langweilig, dagegen was Racine von diesem Stoff behandelt, und die historischen Schriften von Voltaire hinterließen einen bleibenden Eindruck und namentlich merkte sie sich Manches an Sentenzen, deren Gedankentiefe sie mit hellem Verstande durchdrang. Mystische Bekehrungsgeschichten, welche der Lehrer ihr in die Hand gab, erschienen ihr so grausig und niederbeugend und nährten den Keim der Wehmuth und ernstsinrigen Verschlossenheit in ihr also, daß sie ihr wieder entzogen wurden, freilich nachdem sie manches schädliche Element in die zu gedankenhafter Verarbeitung des Gefühls immer thätige Seele geworfen hatten.

Dagegen ergriff sie mit regem und freudigem Sinne den Unterricht einer vergleichenden Religionsgeschichte und den religiösen Vorstellungen verschiedener Völker und Zeiten folgte sie mit der ganzen Stärke ihres Auffassungsvermögens; und die innere Wärme wurde durch Kirchenbesuch und das Anhören der Grabreden, welche ihr Lehrer gestorbenen Schülerinnen zu halten pflegte, zu ihrer eignen Erquickung genährt. Auch manche Zustände traten vor ihre Seele nicht ohne Eindrücke zu hinterlassen, weil entweder schon eine klarere Einsicht gewonnen war, sie zu durchschauen, oder der Reiz des Geheimnißvollen, der sie umgab, wenigstens zu Nachforschungen anleitete.

Das Wesen der Maçonnerie, welche die Mitte und das Ende des vorigen Jahrhunderts bewegte, und Begünstigung in dem allgemeinen Glauben an geheimnißvolle Einflüsse überirdischer Mächte suchte und fand, dagegen auch Verfolgungen durch die Anschuldigungen Solcher erlitt, die für den Entwicklungsgang der Geschichte kein Verständniß hatten, das Wesen der Maçonnerie trat Charlotten nahe. Sie sah Personen, die für das Logenwesen thätig waren, andere, die Verborgenheit und Schutz vor Verfolgungen suchten. Phantasie und Herz wurden durch solche Erscheinungen angeregt. Tempelherr von Hundt, dessen auch die Memoiren der Markgräfin von Anspach erwähnen, ging nicht ohne nachhaltige Wirkung auch an ihr vorüber. Schön charakterisirt sie diesen Wohlthäter der Menschheit, dessen Einfluß auch Meinungen die Anlage von Schulen und Seminarien zu danken hat, wenn sie von seiner Liebe zur Tonkunst sagt: Musik war seine Erholung, ja sein Gebet.

Sie suchte später seine Leiche auf, und fand sie von den Dienern verlassen, in der Ecke eines Saales auf einer zerbrochenen Thür liegen.

Die Zeit der Einsegnung war unter solchen Beschäftigungen der Seele herangenahet. In ländlichem Aufenthalt in der Nähe von Meiningen sollte sie vor sich gehen. Der Lehrer geleitete sie dorthin in die Pflege des Predigers und während jener sie zu einer freien geistigen Heimath leitete, belehrte sie dieser über die Pflichten des christlichen Lebens. Ungesellig und störrig war Charlotte lange schon gescholten worden, gerügt hatte man ihre Lust zur Absonderung, und wie sie sich gern von lauter Fröhlichkeit unjugendlich absondere. „Dich betrübt nichts,“ wurde ihr sogar vorgeworfen, sicherlich weil nur „Wenige wissen, daß der Gedanke weder jauchzt noch klagt, daß nur erst, wenn er übergeht in Empfindung und Gesinnung, er Trauer, Freude und Vorsatz wird.“ Was sie aber still und ernst machte, war das Verlangen nach einem inneren Leben, die Sehnsucht, sich selber Etwas sein zu können; dies Mysterium brach in ihr hervor, sie suchte mit inniger Sehnsucht den Schutz des Allmächtigen und heiligte sich in stillem Ernst, und wahrhaft innerlicher Erweckung und Belebung zu dem Genuß des Sacraments. Sie fühlte, daß Gott ihr nur durch seinen Sohn verständlich sei, und was Unberufene an ihr gerügt hatten, von unserem Standpunkt aus erkennen wir es nur als das Ringen einer großen Seele, an sich die Wahrheit jenes Wortes darzustellen: So lebe ich denn, doch nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir.

Nach ihrer Einsegnung geht Charlotte mit Frau von Türk, welche seit längerer Zeit bedenklich fränkelte, in das Oberland in ein Bad. Vom BADELEBEN wenig ange-
 regt kehrte sie nach Meiningen zurück. Wieder trat ihr das
 Maurerthum nahe, sie sah den Herzog Ferdinand von
 Braunschweig und Prinz Karl von Hessen, „das
 geheimnißreiche Wesen,“ und in ihrem Gefolge zwei Männer,
 von denen der eine in geheimer Mission nach Italien gehen
 sollte, der andere, in Frankfurt a. M. Meister vom Stuhl,
 durch ernstedlen Sinn sich auszeichnete. Es ist derselbe, in
 dessen Familie Charlotte später mit ihrem Gemahl einen
 schönen Nachmittag auf ihrer Reise nach Mannheim verlebte.
 Diese Erscheinungen hatten sie mit neuer Sehnsucht nach
 ernster Lectüre erfüllt. Stolbergs Fülle des Herzens u.
 kam ihr in die Hand, und wurde leidenschaftlich gelesen.
 Gegenwärtig war Charlotten gerade die Erinnerung an
 dieses Buch noch in spätem Alter, weil die graziöse Schel-
 merci ihrer Schwester Lorchon es wichtig genug übersehte
 in la farce du coeur et les élans du sentiment. Zu so
 ernster Lectüre mahnte auch die trübe Aussicht, ihre müt-
 terliche Pflegerin durch den Tod zu verlieren. Die langen
 Leiden derselben linderte sie durch freundliche Schickung in
 die eigenwilligen Launen der Kranken und durch stilles und
 unermüdeliches Aussharren am Krankenbett. Ein Dank
 wurde ihr dafür, des Charlotte mit inniger Genugthuung
 gedenkt. Es sind dies die vertraulichen Mittheilungen,
 welche die Sterbende über die Wünsche und Hoffnungen
 ihres nun verklingenden Lebens in das Herz der jugend-
 lichen Pflegerin einsenkte. In ihren Armen verschied die

Leidende. Trost fand die Hinterbleibende nur in der Lectüre, in den Umschreibungen und im schriftlichen Wiedergeben des Gelesenen. Auch die Besuche ihres Bruders, welcher seine Ferien bei den Seinigen zubrachte, führten ihr neue Lust und neue Freuden zu. Zu einem schönen und stattlichen Jüngling herangewachsen, schildern den Freiherrn Marschalk von Dstheim die Zeitgenossen als vollendeten Cavalier, der, mit dem angeborenen Adel der Erscheinung und einer feinen Empfindung für Ehre, die Meisterschaft in allen ritterlichen Künsten und eine unerschöpfliche Fülle jugendlichen Übermuthes, wie er aus dem Bewußtsein nie versagender Kraft strömt, zu schönem Ebenmaaß verband, der einen energischen Drang besaß nach geistigen Anregungen und ernstern für das praktische Leben nützlichen Studien. Er schien das Haupt der Familie und jetzt schon wies Charlotte auf ihn und seine Entscheidung hin, als eine unglückliche Leidenschaft ihre Schwester Wilhelmine in Verhältnisse zu reißen drohete, die ohne eine gewaltsamere Lösung den Betheiligten ein Unheil geworden wären.

Vielfach eingeladen finden wir in den nächsten Monaten und Jahren Charlotten mit ihren Geschwistern bei Befreundeten und Verwandten in der Umgegend und Nähe von Meiningen. Hildburghausen, Coburg und manche Landsitze edler Familien wurden zu ernstern und heiteren Festen besucht, bis denn 1779 etwa, oder 1780, Charlotte sich von ihren Schwestern trennte, um fast ein Jahr in der verwandten Familie der Frau v. Seckendorff und in Gesellschaft deren Tochter Mathilde zuzubringen. Ein inniges

Freundschaftsverhältniß knüpfte sich zwischen Beiden, während auch die Mutter mit liebevollster Gesinnung ihr zuge-
 than war. „Ich muß damals,“ schreibt Charlotte, „einer
 lebhaften Erregung, die in Anderen Anschauung erweckt,
 fähig gewesen sein. Ältere Frauen besonders näherten sich
 mir mit Herzlichkeit.“ — Mit den Seckendorffs be-
 suchte sie Kulmbach, und sah unter sinnigen Betrachtun-
 gen die Reliquien der Gräfin Orlamünde. Der folgende
 Aufenthalt in Baireuth wurde dann mit Erlangen ver-
 tauscht, wohin eine Einladung die Frau v. Seckendorff
 mit ihren Töchtern gerufen. Charlotte freute sich beson-
 ders dieser letzten Reise, sie durfte hoffen, den geliebten
 Bruder wiederzusehen, der auch durch seine Züge das Bild
 der theuren Mutter ihr lebendig wieder vorkührte. In einem
 Lustort vor der Stadt, wo die Reisenden Halt gemacht, um
 durch erneute Kleidung die Verwandten in Erlangen zu
 ehren, sah sie den Frik v. Ostheim wieder, der mit
 dem Enkel der Frau v. Seckendorff den Erwarteten ent-
 gegengeritten war. Neue Bekanntschaften, allerlei Cou-
 ren und Bälle führten Charlotten zu neuen Beobachtun-
 gen und Beschäftigungen. Die Ähnlichkeit, welche Hof-
 rath Wendt mit dem Leß in seines Freundes Hermes Ro-
 man „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen“ haben
 sollte, Anderes, was er über die Porträts in jenem Buche
 zu sagen wußte, veranlaßten die Lectüre des Romans, den
 Charlotte noch nicht kannte. Außer dem „Leben des guten
 Jünglings Engelhof“ von Westenrieder hatte sie überhaupt
 noch keinen Roman gelesen; und entzückend war der Genuß,
 den die neue Lectüre verschaffte durch die Natürlichkeit der

Charakteristik, die Wunderbarkeit und dabei doch Einfachheit der Geschehnisse, in welche der Verfasser seine Personen zu führen versteht. Doch drohete die Freude in Erlangen ernstlicher gestört zu werden. Friß v. Ostheim hatte sich umgeben mit einer Schaar junger Studirender, die sämmtlich durch Schärfe des Witzes, aber auch durch körperliche Gebrechen allerlei Art sich auszeichneten. Man nannte sie scherzweise Ostheims Leibgarde. Einer aus dieser Schaar wurde von einem außerhalb der Genossenschaft stehenden Studenten auf witzige aber häßliche Weise mit Schlägen bedroht. v. Ostheim sah sich als den natürlichen Beschützer seines Freundes an. Vergebens suchte er seinen Gegner auf Straßen und Plätzen. Da fand er des Abends die Thür des Hauses, in dem jener wohnte, offen. Er eilte die Treppe hinauf. Die Thür des Wohnzimmers war verschlossen, er drang durch den Kamin und den umgestürzten Ofen in das Zimmer des Entsetzten, vollzog eine in seinen Augen gerechte Züchtigung und zog sich in selbstgewählter Verbannung vor der Verfolgung des Universitätspersonals nach Nürnberg zurück. Während dieser Handel ausgeglichen wurde, ging Charlotte mit den Seckendorff'schen Damen auf deren Landsitz, die Leinleite, um hier den Winter zuzubringen. Die Abgeschlossenheit von Menschen und Büchern bot wenig Erquickliches; Charlotte nähete und strickte nach besten Kräften und sah oftmals durch ein Fernglas in die weite Landschaft hinaus, ob sich nichts rege und keine fremde Erscheinung die Einförmigkeit unterbrechen wolle. Zu ergötzlicher Unterhaltung schritt man zur Abfassung des Leinleiter Wochenblattes und zur Stiftung ei-

nes sinnreich erdachten Leiterordens, dessen Großmeister der Kater des Schlosses wurde. Eine höchst komische Scene wurde herbeigeführt durch das unfreiwillige Geständniß, welches Mathilde von einer Neigung zu einem Manne machte, dessen Namen sie, wie sie denn eben noch in Gedanken mit ihm beschäftigt war, anstatt des Bedienten laut rief, so daß das ganze Haus durchsucht wurde, um dieser Person theilhaftig zu werden, von der man glaubte, sie habe sich eingeschlichen und sei dem Fräulein plötzlich erschienen. Gegen die Weihnachtszeit kam Friß v. Dstheim mit dem Enkel der Frau v. Seckendorff in das Schloß. Ein fröhliches Weihnachtsfest lohnte für manche Langeweile; und schöne Stunden feierten Herz und Gemüth in der Umgebung geliebter Wesen und im Mitgenuß der Freude Anderer. Am 28. Dec. 1780 eilten die beiden jungen Männer nach Erlangen zurück und bald darauf ging Charlotte v. Dstheim mit den beiden Frauen nach Bai-reuth, wo sie bis Pfingsten noch zu verbleiben gedachten. Die geistigen Genüsse, welche sich Charlotte hier zu verschaffen wußte, waren die Lectüre von Richardson's Grandison und von seiner Clarissa. Letztere machte allerdings nicht den tiefen und rührenden Eindruck, wie etwa auf Gellert, der fast in Thränen verging, doch aber gesteht sie, daß auch sie erkannt habe, es sei Clarissa eine tief sinnige Allegorie des weiblichen Seins. Auch an Musik erfreute sie sich hier, wie denn eine Stimme des Wohllauts in ihr lebte, nicht um im Wettstreit Beweise irgend einer Kunstfertigkeit nieder zu legen, sondern lediglich um in der Ausübung der Kunst eine dankbare Anerkennung der veredel-

den und bildenden Kraft derselben zu geben, deren Einwirkung auf seine Seele sich nicht entziehen kann, wer würdige Musik in rechter Weise betreibt.

Nach Pfingsten reiste Charlotte über Coburg nach Meiningen zurück. Das Wiedersehen ihrer Geschwister that ihr wohl; übrigens aber erschien ihr Vieles fremd und öde geworden. Von den Befreundeten fehlte die Mehrzahl, die alte liebgewordene Wohnung war mit einer neuen vertauscht und die Fülle jener geistigen Anregungen, in welcher Charlotte zuletzt noch gelebt, war jetzt wenigstens hier auch kaum zu finden. Ihr dem Ernsten zugewendetes Gemüth ließ das Bedürfniß kirchlicher Erbauung recht lebhaft wieder in ihr werden. Und der würdige Geistliche J. G. Pfrranger, der auch als Dichter jener Zeit genannt wurde, — er ist der Verfasser des Mönches auf Libanon, in welchem er Nathan den Weisen fortsetzt — war es, der immer von Neuem ihr die Glückseligkeit des inneren Lebens zu erwecken verstand. Sie freute sich an ihm die Änderung nicht zu bemerken, welche sie namentlich bei jüngeren Predigern im Vortrag wahrgenommen hatte. Seit einigen Jahren war nämlich die Charakteristik der Bibel von Niemeyer Muster der Nachahmung geworden. Die aus derselben hergeleitete Manier, sowohl „auf der Kanzel als im Umgange Personen und Begebenheiten zu construiren und die Sprüche zu paraphrasiren,“ schien ihr von dem beruhigenden Genuß des Bibelwortes abzulenken und dessen lautere und erwärmende Wirkung zu hemmen. Sie sah in solchem Verfahren eine Profanation, welche die Subjectivität der willkürlichen Deutung an die Stelle der un-

mittelbaren Wirkung des Bibelwortes drängen will. Sie suchte nach wie vor die erhabene Einfachheit desselben auf die Tiefe ihres Gemüthes wirken zu lassen.

Einen eigenthümlichen Reiz gewährten die Gesangstunden, welche Charlotte v. Dstheim in Gemeinschaft der Prinzessin von Meiningen bei dem Italiener Galliazzi nahm, einer excentrischen Persönlichkeit, welcher der lyrische Schwung so zur andern Natur geworden war, daß er selbst auf nüchterne Fragen nur in erhöhtem Ausdrucke zu antworten wußte. Sein Unterricht, der wegen der Kürze seines Urlaubs in rascher Folge hinter einander gegeben wurde, beschränkte sich anfänglich freilich auf Messen und Psalmen; da er indes in Metastasio's Opern sehr zu Hause war, so drangen die Erinnerungen an diese bald hindurch, und der Concertgesang wurde dann unter seiner Leitung an dramatischen Scenen geübt.

Unter solcher Beschäftigung ging der Sommer 1781 dahin. In demselben Jahre verließ Frig v. Dstheim die Universität Erlangen, um in Göttingen weitere Studien zu machen. Demüthige Kühnheit bezeichuete in Charlottens Augen sein Erscheinen, als er in Meiningen auf dem Wege nach seiner neuen Universität die Seinigen besuchte, und auch in der Nähe der Residenz seinen mütterlichen Verwandten sich wieder vorstellte. Seine Gegenwart erweckte fröhliche Hoffnungen und eröffnete heitere Blicke in die Fernen. Sein lebenswürdiges, freies und doch von zartem Gefühl geordnetes Betragen ließ ihn die herzliche Neigung der Älteren und die zarte Mitempfindung der Jüngeren gewinnen. Man fühlte es auch ihm an, daß

er mit heiterer Lebenslust sich in dem Kreise der Seinen bewegte. Nur ein Argerniß hatte er, und dies war, daß man sich den Genuß der Gegenwart verbittern konnte durch den Gedanken an seine Abreise und durch ein vorweggenommenes Bedauern, ihn bald nicht mehr zu sehen. Mit einer gewissen Herbigkeit wies er das oft ausgesprochene Bedauern zurück, und versprach bei seiner Abreise noch Stoff zu scherzhaften Erinnerungen zu hinterlassen. Und als eines Abends die Gesellschaft bei der Tante versammelt war, erschien in ihrem Reisewagen die erwartete Gouvernante. In der Dämmerung trat sie in das Zimmer, sprach viel von der Veranlassung zu ihrer verspäteten Ankunft, von den Reiseabenteuern, von *éducation* und *conduite*, und empfahl sich für den Augenblick, um nach ihren Sachen zu sehen, die sie im Wagen gelassen. „Eine charmante Person,“ hieß es hinter ihr her, als sie sich zurückgezogen. Aber sie kam nicht wieder, man vertheilte sich, um zu forschen wo sie geblieben, der Wagen war wieder abgefahren; man hörte, daß die Gouvernante mit demselben davon sei und erkannte nun erst, daß Frick v. Dstheim mit diesem heiteren Stückchen sich von den Seinen verabschiedet hatte. Er ließ ein liebes Bild seiner Erscheinung zurück. — Die Seinen sahen ihn nicht wieder!

Der Winter 1781 zu 1782 führte Charlotten wieder nach Meiningen zurück, wo lebhaft bei Hofe an der Auf-
führung des Julius von Tarent gearbeitet wurde, an der sie sich indeß nur als Zuschauerin betheiligte. Ihre Schwester Wilhelmine verlobte sich mit dem Grafen Wald-

ner und folgte ihm im Anfang des Jahres 1782 als Gattin auf seine Güter in den Elfaß. Thunmüchtig wurde sie in den Wagen gehoben und hinterließ die Thren in tiefster Wehmuth über die Trennung und über den Abschied. — Auch sie hat Charlotte nicht wiedergesehen!

Mit dem Frühlinge kam Beruhigung; auch eine Verwandte, Frau v. Wolzogen, bezog Bauerbach und machte sich wieder heimisch in Franken. Durch sie wurde Charlotte mit Schillers Räubern bekannt. „Ich las das Trauerspiel wiederholt,“ schreibt sie, „doch Manches konnte ich nicht erfassen. Einzelnes mir von höchster Bedeutung. Wie spricht Amalia das Unerklärliche aus, die seelenreiche subtile Wahrheit; so allein der Schonung würdig. Das in reiner Wesenheit Wahrgenommene erkennen, welches kein Widerspruch löst, denn es ist von und für den unendlichen Geist des Lebens. Welcher Inhalt in den Worten: „Du haßest ihn, Du haßest mich doch auch?“ — Die Monologen, worin das Ideal des Guten wie des Lasters ausgesprochen ist. Eine Stelle hat mich besonders ergriffen: „Wo die einsame Nacht und die ewige Wüste meine Aus-sichten sind, da würde ich die schweigende Ode mit meinen Phantasieen bevölkern, und hätte die Ewigkeit zur Muße, das verworrene Bild des Glends zu zergliedern. Werden wir so den Abend des Lebens beschließen — ist also das erkennende Bewußtsein?“ — Weißagende Rede, Macht der Dichtung, du nährst dich aus der Quelle des tiefsten Leids!“ Als Charlotte diesen Empfindungen, die noch in späterem Alter so rege in ihr waren, daß sie aus dem Gedächtnisse die Schiller'schen Worte citiren konnte, sich

hingab, ahnte sie nicht, wie nahe sie dem Dichter einst stehen sollte und daß sie berufen sei, auf seine Entwicklung zur Unsterblichkeit so bedeutsam einzuwirken! Aber ich irre mich nicht, wenn ich behaupte, daß gerade die Lectüre der Räuber ein Wesentliches dazu beitrug, daß sie sich mit erhöhterer Theilnahme später dem Dichter nähete, zumal da er auch selbst bei dem unheilvollen Gang ihres nächsten Geschickes, schon ehe er sie gesehen, herzliche Worte der Theilnahme für sie hatte.

Unheimlich kündete ihr der Herbst die Zukunft an. Die Erscheinung eines geisteskranken irren Geistlichen, der ihre Schwester Wilhelmine einst geliebt, kreuzte jetzt wiederholentlich die Pfade ihres Lebens. — Friß verhiess für den Frühling 1783 seinen Besuch, um die Schwester in den Elsaß zur Gräfin Waldner zu führen. Dorchon, die gern um die Erfüllung von Hoffnungen und Plänen das Schicksal befragte, legte ihren Finger in ein aufgeschlagenes Buch. Die Stelle, welche der Zufall ihr unter den Zeigefinger legte, mahnte ernst: „Je mehr das Glück Dich anlächelt, je näher schwebt des Unglücks Flug über Deinem Haupt.“ — Unablässiger Sturm umdröhnte das Haus ihres Oheims, in das man sie und die Schwester, ohne daß Beide den Grund erkennen konnten, gerufen hatte. Im sorgenden Gemüth die Vorzeichen erwägend, hörte sie von einer Kartenlegerin; freilich ohne an deren Kunst zu glauben, trat sie zu ihr, und sich scheuend, nach dem Geschick und nach dem Grunde einer ihr unerklärlichen Angst zu fragen, vernahm sie den dreimal wiederholten Ausspruch, daß eine Trauerpost in Aussicht stünde. —

Die Umgebung schien ihr wunderbar zerstreut und beklommen. Endlich sprach man, da man nicht länger schweigen konnte und durfte, von einer Krankheit des Bruders Friß, dann von seiner Lebensgefahr, und in dieser Nachricht erkannte die ahnende Seele die seines Todes! Auf seinem Sterbebette hatte ihn noch die Botschaft von dem Tode Wilhelminens getroffen, die, nachdem sie dem Gatten ein Kind geschenkt, ihm vorangegangen war.

„Es giebt Zustände, in denen wir beharren sollen, weil jede Zerstreung Untreue gegen uns selbst ist. Hat der Schmerz die äußerste Gewalt geübt, so können wir nie mehr völlige Heiterkeit gewinnen, denn plötzlich ist früheres Hoffen und Wünschen uns entrückt.“

Friß v. Dstheim war das Opfer seines ritterlichen Sinnes geworden. Die Gunst, welche die Gräfin H. auf dem Ball, den sie auf ihrem schönen Landsberg gab, ihm erwies, hatte die Eifersucht eines Engländers also erregt, daß er mit unzarter Veröffentlichung einer Correspondenz drohete, welche Gräfin H. mit ihm geführt hatte. Herr v. Dstheim, der zunächst in dieselbe Einsicht nehmen sollte, zerriß, ohne es gelesen zu haben, das nicht an ihn gerichtete Billet, und warf im Beisein des Engländers die kleinen Stücklein aus dem Fenster. Ein mörderischer Kampf folgte, in welchem Friedrich Marschalk von Dstheim zum Tode verwundet wurde. Er war der letzte männliche Sproß seines Hauses.

Auch den Tod der Schwester hatte sich Charlotte vorhergedeutet aus einem Traum. Sie hörte von einer zu ihr tretenden Gestalt die Worte, welche, wie sie nachmals

erfuhr, die letzten ihrer Schwester gewesen. In der Gestalt selbst erkannte sie später die zweite Gemahlin des Grafen Waldner.

Wie schwer trug Charlotte an dem doppelten Verlust; und wie bei dem Tode der Ältern sich ihr die Empfindung der Heimathlosigkeit mit all ihrem Weh auf das Herz legte, so fühlte sie sich jetzt der Stützen beraubt worden, mit denen gemeinschaftlich sie soviel Leid getragen. Aber ein unvergänglicher Trost blieb ihr. Wie oft las, empfand sie, ja erschauete sie, was im Evangelio des Johannes zu lesen ist (11, 21 — 33.): „Herr, wärest du hier gewesen, mein Bruder wäre nicht gestorben;“ und wie erquickte sie das Bewußtsein der Auferstehung, die, weil sie glaubte, tröstend ihr aus des Erlösers Worten entgegenklang. Die tiefe Religiosität der hohen Frau spricht sich in keinem Momente ihres Lebens schöner, einfacher und großartiger aus, als hier bei der Erzählung vom Tode der Thren, wo sie im Greisenalter, nachdem sie längst sich hat versagen müssen, die Worte der heiligen Schrift mit eignen Augen zu lesen, aus dem tiefen Schacht ihrer Erinnerung die früh erprobten, beseeligenden Worte des Evangeliums, sich selber zu unvergänglichem Troste zurückruft.

Auch Lorch en ward in dieser Zeit in Verhältnisse geführt, die sie von Charlotten mögen ferner gehalten haben. Der Präsident v. Kalb, derselbe, welcher als Kammerjunker Göthen nach Weimar geführt, und nach durchmessener Laufbahn im Juni 1782 den Weimar'schen Staatsdienst quittirt hatte, sah in der Verbindung mit einer begüterten Erbin neue Hoffnungen erblühen, sich bedrängen-

den Verhältnissen glücklich entwinden zu können. Er warb um die Hand des Mädchens, das fast noch im Kindesalter stand, und der Oheim, Herr v. Stein, der auch wünschen mochte, daß Herr v. Kalb sich der Pflege der Ostheim'schen Allodialgüter annehmen möchte, verlobte sie. Die Vermählung folgte sehr rasch. Den Eindruck, welchen, freilich ein Jahr später 1784, Eleonore von Kalb macht, und den häuslichen Verkehr, in dem doch bis zur eigenen Vermählung auch Charlotte sich bewegte, schildert von Knebel in seinem Reisetagebuche, welches er an seine Schwester Henriette richtet. (Nachl. III. p. 360 ff. vom 2. Juli 1784.) Er nennt Eleonoren ein Lamm von Herzen und Unschuld. — „Ihr Charakter ist zu hold, zu bescheiden und furchtsam um hervorzutreten, in indolente Zartheit eingewickelt, und bedarf eines feinen Bewegungsmittels von außen, um zu süßer Fruchtbringung hervorgeleckt zu werden.“ und vom 5. Jul. p. 365. „Meine kindliche Wahrheit und Gutes verlangen hab' ich nie auf einem Gesicht mehr ausgedrückt gefunden. Jeder Muskel spannt sich in lieblicher Rundung dazu und ist voll dieses Ausdrucks. Von allen Gestalten und Gesichtern an unserm Mittagstisch war es bei weitem das einzig edelste.“ Auch pag. 364 sagt Knebel, daß sich ihre Züge beim Vorlesen und der Aufmerksamkeit verschönerten.

Von Ritter, wie damals Schiller sich nannte, kamen Charlotten in dieser Zeit (1785) einige Zeilen zu Gesicht, in denen er sich ausließ über den Eindruck, den sie auf ihn gemacht, da er sie in der Gesellschaft Lorchens bei Frau v. Wolzogen und deren Tochter von fern erblickte: „O sehe

ich sie die Trauernden, — ein Trauerflor schmückt höher noch die Grazien. — Drei sind es ja — und Eine noch — wie nenne ich sie? — Psyche! von ihnen so ersehnt. — Heut hab' ich ja im Wieland erst gelesen, wie Psyche, von den drei Grazien ersehnt, nun fürder wandeln will in ihren Reihen.“ —

Die folgenden Tage und Monate vergingen unter stiller Trauer und ernster Theilnahme mitempfindender Seelen, beides aber gewann keine belebten Farben und schloß die lichten Gedanken aus, so daß das Leben kalt und farblos vor ihr lag. Sie weilte zu Trabelsdorf, dann zu Dankensfeld, das von waldigen Höhen ringsumgeben in der tiefen Stille des Steigerwaldes lag. Nur nach Abend hin schaute sie in die freiere Landschaft hinaus; doch führte von der an das Schloß lehenden Kapelle eine Allee von Lerchenbäumen auf die Höhe des Waldes. Den Pfad schritt Charlotte gern und weiter zu einer freieren Stelle im Walde, wo vor Zeiten unter den drei mächtigen Eichen die deutschen Vorfäter ihren Göttern geopfert. Nun trug die mittlere das roh ausgeschnittne Bild der Genoveva und ihres Schmerzenreich; deren Sage in mancher Gestalt noch im Munde des Volkes ging. Von dieser Stelle aus blickte sie gern in die weithin geöffneten Wiesen hinab, welche in der Ferne der Main begränzte. Hier fand sie zuweilen die Benedictiner von Kloster Ebrach, die sich wohl bis zu dieser Stelle ergingen, um sich an dem frischen Quell zu erlaben, der hier aus dem Felsen quoll. Auch besuchte sie die Mönche in dem Kloster selbst.

In dieser Zeit kam nach dem Abschluß des Friedens

von Versailles, Ende September 1785, der Bruder des Präsidenten, Heinrich von Kalb, aus Amerika zurück, wohin er mit den Französischen Truppen als Offizier des Regiments Deux ponts gezogen war. Mit Bedeutsamkeit sprach er in den ersten Tagen von seinen Erlebnissen. Seine Erscheinung rief manche Gäste in die stille Umgebung. Er galt als ein tüchtiger Offizier, und von ihm heißt es in Schillers Brief an Körner vom 18. Aug. 1787: „Herr v. Kalb kann nach dem Tode des Kurfürsten von der Pfalz der Zweite in der Armee und eine sehr wichtige Person werden, ohne daß er seine französischen Dienste dabei aufzugeben hat, wo er in 8 bis 10 Jahren Brigadier sein muß. Er ist der Liebling des Herzogs von Zweibrücken, bei den Damen äußerst empfohlen und der Königin von Frankreich bekannt, welche sich gewundert hat, daß er sich nicht schon in Paris gemeldet. Alles das wundert mich nicht — aber es freut mich, daß er alles dies erreicht hat und doch der wahre herzlich gute Mensch bleiben durfte, der er ist.“

Präsident von Kalb rieth sehr zu einer Verbindung seines Bruders mit Charlotten. Wie man in jenen Zeiten und Ständen das Ehebündniß nur wie eine Sicherung der Existenz anzusehen gewohnt war, so wurde auch dieses geschlossen, gegenseitig ohne Wunsch und ohne Neigung. Daß sie die Verbindung schließen konnte, ohne durch irdischen Vortheil bestimmt zu sein, erschien Charlotten als die Lichtseite derselben. In dem Saale zu Dankensfeld, wo einst das Bild herabgefallen war, wurde vor dreien Zeugen am 24. October 1785 die Trauung vollzogen, und

nachdem noch die ersten Wochen der Ehe in der Heimath zugebracht waren, führte der Gemahl Charlotten zu längerem Aufenthalt nach Baireuth. Im Dezember langten sie dort an; das Neujahr 1784 traf sie noch hier, und wurde von Charlotten mit dem Ernste begrüßt, der jeden ergreift, der sich vor verwirrten Verhältnissen weiß, und die Mittel sucht, sie zu allseitiger Befriedigung zu entwirren. Charlotte kannte die Welt zu wenig, und ihr Gemahl, der in der Welt gereift war, mochte sich vielleicht in ihr so fremden Anschauungen bewegen, daß sie sich scheuen konnte, mit ihren Urtheilen hervorzutreten. Daß ihr imponirende Gewicht seiner Superiorität in Lebenserfahrungen konnte sie nicht aufmuntern; sie mochte sich ihm gegenüber gedrückt und unfrei fühlen, und so blieb sie mehr und mehr auf sich selbst und ihre Bücher gewiesen, weil ihres Rathes und ihrer Theilnahme nicht begehrt wurde, und sie sich nicht zutraute, vermeintlicher gereifter Einsicht gegenüber ihre Ansicht zur Geltung bringen zu können. Sie beanspruchte nur ihr Theil an der Führung der Wirthschaft und las dann Französische Memoiren, aus denen sie mannichfache Unterhaltung und Belehrung schöpfte, und Humes Geschichte von England.

In dieser Zeit wendete sich der Präsident von Kalb nach Wien, um dort die Entscheidung über gewisse Gesuche selbst zu betreiben, und Heinrich v. Kalb ging mit seiner Gemahlin nach Waltershausen zurück. Der Urlaub, welchen er hatte, lief seinem Ende entgegen, und bevor er sich in seine Garnison begab, trachtete er danach, sich dem Herzoge Maximilian von Pfalz-Zweibrücken, dem

nachmaligen Könige von Baiern, zu empfehlen. Heinrich von Kalb wünschte, daß Charlotte ihn in den Elsaß begleiten möchte.

Am 5. Mai reisten beide von Waltershausen, der fränkischen Heimath, bei Schneegeflöber und eisiger Kälte ab. Zunächst führte sie der Weg nach Würzburg, wo sie schon lauwere Lüfte und grüne Auen begrüßten. Die Erstlingsfrüchte des Jahres wurden ihnen bereits in Würzburg dargeboten; dann ging die Fahrt von hier durch den Spessart nach Frankfurt. Einen für das Gemüth erquicklichen und das Herz öffnenden Nachmittag verlebte Charlotte hier im Garten eines würdigen Meisters vom Stuhle, der im Geleit der oben genannten Prinzen, schon in Meiningen ihr und ihrem Geschick die Theilnahme eines Freundes zugesichert hatte. Den alten Freimuth vermischte der edle Mann in ihr. Sie wies auf ihre Heimathlosigkeit in Leben und Gesinnung, und klagte sich an, sich selber entfremdet zu sein. Er tröstete: die Heimath werde sich wieder finden, und mahnte scheidend: *Bliebe Dir selbst getreu!*

Hiermit möchte ich den ersten Theil der Memoiren Charlottens abschließen. Die Jahre der unselbstständigen Wahl sind mit ihren Freuden und Schmerzen, sind mit den Geschicken, für welche ein Menschenleben auf dieser Stufe kaum verantwortlich gemacht werden kann, vorübergezogen. Das Leben hat Charlotten, um sie für das Leben zu reifen, in eine harte Schule genommen. Sie berechnet die Jahre ihres Daseins nur nach Verlusten und zählt ihr Alter ab an den Wundenmalen ihres Herzens. Sie war berechtigt, mit fröhlichen Hoffnungen in das Leben zu

treten, in Wohlhabenheit und gediegenem Besitze war sie geboren. Treue Ältern, ein Kreis wohlmeinender Verwandten umstauden ihre Wiege. Aber der Gruf der Großmutter schon wies sie aus dieser Glückesfülle zurück. Sie band ihr Dasein an das Leben eines theuren Bruders. Der Vater starb, die Mutter folgte ihm bald, und die Fremde, die sie umgab, konnte bei dem besten Willen ihr solche Verluste nicht ersetzen. Kalt angehaucht von dem äußeren Leben, flüchtete sie sich in sich selbst zurück und fand in der Beschäftigung mit ihrem Geiste und ihrem Gemüth die Freuden des Lebens, die ihr von außen her spärlich zugemessen wurden. Ohne die Schonung und die vertrauenerweckende Zärtlichkeit zu finden, unter deren warmem Strahl der fröhliche Sinn sich entfaltet, verschloß sie sich je länger je mehr in sich, zumal da auch der Bruder den Bestimmungen seines männlichen Lebens nachging und von ihr getrennt wurde. Da galt sie wohl für unmittheilsam, für unempfindlich und störrig; aber schon ein solches Urtheil zeigt, wie wenig sich ihre Umgebung Mühe gegeben haben mochte, die Tiefe ihrer Seele zu ergründen.

Mißverstanden in ihren geheimsten Regungen, war sie allerdings der Gefahr ausgesetzt, das zu werden, wofür man sie hielt, hätte sie nicht in dem Glauben eine Stütze gefunden, die ihr, selbst in den trostlosesten Zeiten, Kraft und Stärke zu tragen verlieh. Die Macht der biblischen Worte auf das Gemüth hatte sie frühzeitig an sich selber erfahren. Sie besaß eine genaue Kenntniß derselben, und ihre Denkwürdigkeiten sind durchwoben mit biblischen Erinnerungen, die gerade in den Momenten, wo wir auf sie hingewiesen

werden, eine unglaubliche Gewalt auf das Gemüth der Schreiberin gehabt haben mögen. Es sind schlagende Stellen, mit denen sie ihr niedergedrücktes Herz aufrichtet, wie sie nur derjenige kennt, der gewohnt ist, seinen Trost aus der Bibel zu schöpfen. Dabei aber war sie frei von aller Frömmelei, wenn man darunter den unnützlichen Gebrauch des Namens Gottes versteht, oder auch die freiwillige Ver-
 sagung von erlaubtem Genusse dieser Welt, für welche doch einmal der Mensch geboren ist. Nur ernster und bedeutungsvoller wurde für sie das Leben und ihr eigener Sinn geheiligt, in allem Geschehenden Gottes Fügung zu erkennen, die sich ihres Zweckes bewußt, den Menschen seiner Bestimmung entgegenführt. Doch weist sie, eben weil sie Christin ist, den Fatalismus entschieden zurück, „aber den Determinismus, (welchem weder die Berechnung der Vernunft, noch der Affect der Neigung je entgehen kann), wird der Nachdenkende am Ende jeder Lebensbahn erkennen.“ — Auch dachte sie viel über Religion, weil sie die Grundfesten ihres Glaubens dadurch nie erschüttert fühlte. Ihr Denken ging von Gott aus und kehrte stets ebendahin wieder zurück. Und wenn sie sich zu Zeiten in die Einsamkeit des Klosterlebens hineindenken mochte, so dachte sie sich da den Ort der Erkenntniß — Feier — Andacht — Ergebung, und in einen solchen sich zurückziehen zu dürfen, mußte für eine Seele wie die ihre eine freundliche Aussicht sein. „Früh,“ sagt sie, „fragt’ ich nach Gedanken, nach Erkennen, das zur Seeligkeit uns vorbereitet. Wenn ich so Köstliches sammelte, meinte ich, Andere hätten ähnliches Verlangen; doch die nächsten ver-

standen nie, was solcher Werth, was dieses Sehnen bedeute; ich wählte, das Wohl der Gesellschaft bestände in gleichem Fortschreiten, freundlichen Genüssen und erhöhter Anschauung.“

Wohl mag es nun Manchem bei einem so religiösen Gemüth, welches mit solcher Klarheit sich seine Stelle im inneren Leben der Menschheit anzuweisen versteht, wunderbar erscheinen, daß es die Ahnungen und Träume hütet, und noch nach dem Verlauf vieler Jahre genau bewahrt hat, welche Mahnungen diesem oder jenem schweren Ereignisse vorangegangen sind. Aber gerade ein solches Wesen, was so auf sich selbst und sein Inneres verwiesen ist, was eigentlich nur mit sich selber lebt, ist auf eine ganz andere Weise, als andere Menschen, aufmerksam auf die Stimmen und Stimmungen der Seele. Es horcht mit ernsterer Aufmerksamkeit auf ihre Regungen und sucht nach den feinen Beziehungen, welche die eine Äußerung derselben mit der anderen verbinden und verknüpfen. Zu dieser erhöhteren Theilnahme an der eigenen Seelenthätigkeit, durch welche die Seele nur noch reizbarer werden muß, kam nun bei Charlotten eben noch der feste, unerschütterliche Glaube, daß zufällig auf Erden nichts sei, daß also auch den scheinbar zufälligen Dingen eine tiefere Bedeutung inne wohne. Nehmen wir hiezu noch die abgeschlossene und dem größeren menschlichen Verkehr nicht zugängliche Heimath Charlottens, in welcher eben der Abgeschlossenheit wegen die Eindrücke, welche eine Seele aufnimmt, viel weniger verwischt werden durch ein profanes Treiben der Welt und deshalb tiefer wurzeln und länger

nachklingen, so haben wir hierin einen Grund für die Erscheinung, daß den Träumen ein größeres Gewicht beigelegt werden konnte. Ja auch die an Verluste so frühzeitig gewöhnte und so oft getroffene Seele achtete ängstlich mit lebhafterer Erregtheit auf neue Anzeichen drohender Gefahr. Ich glaube, man könnte aus solchen Elementen sich sehr wohl die wunderbare Erscheinung deuten und erklären, daß bei einer so großen Klarheit des Verstandes und Religiosität der Gesinnung dennoch sich die Phantasie dem Grauen vor dem Einwirken der Naturgewalten hingeben konnte, zumal da ja der Glaube an deren Einfluß bei Charlotten nicht weiter gehet, als daß sie meint, es werde für die ernstesten Stimmungen, in die wir durch Leid versetzt werden sollen, die Seele gleichsam erst vorbereitet und allmählig gewöhnt, sie zu tragen.

Die rein wissenschaftlichen Beschäftigungen Charlottens hatten etwas Unregelmäßiges und Turbulentes. Durch einen sicheren Takt indes fand sie die ernste und wirklich fördernde Lectüre, den geistbildenden Stoff für sich heraus. Wir wissen, wie spät erst der Roman in ihre Hände kam, wie dagegen geschichtliche Werke von früh an ihren Lese-
stoff ausmachten. Bei dem raschen Wechsel der Lectüre und bei der unmethodischen Folge derselben konnte freilich Gründlichkeit im Wissen weniger gewonnen werden, aber die Freiheit der Selbstbestimmung und die Charakterbildung wurde vollkommen gewahrt und gesichert, weil Alles, was dem Charakter fremdartig war, mit Entschiedenheit zurückgewiesen wurde. Diese Beschäftigung vornehmlich mit historischen Schriften hatte Charlottens Geist ei-

genthümlich geschärft. Sie suchte und forschte nach dem inneren Zusammenhang der Erscheinungen und war bemüht, die letzten Gründe derselben auszufinden. Dadurch erhielten die Ereignisse eine tiefere Bedeutung für sie und einen sittlichen Gehalt. Sie lernte auch hier das Zufällige von dem Wesentlichen unterscheiden. Diese Methode, Zustände zu beurtheilen, übertrug sie auch auf Personen, welche ihr im Leben nahe traten, und nach Göthes Urtheil wurde sie gerade dadurch befähigt, für Freunde Freund zu sein. Er sagte ihr einst: „Sie sind der Freundschaft fähig, weil Sie persönliche Beziehungen, die Andere nur suchen, zu meiden verstehen.“ Sie drang überall auf das Wesen und achtete den Schein als Schein. Denkt man nun, daß über diese ganze geistige Erscheinung der Glanz kindlicher Bescheidenheit ausgegossen war, daß sie mit einer gewissen Schüchternheit, „mit klösterlichem Zagen“ in die Welt trat, so fühlen wir mit, was ein greiser Freund, der Lehrer ihres Lehrers Pfranger, ihr zum Gruß schrieb, als er ihr ein Schächtelchen übersandte, in welchem im Moos ein Weilchen lag:

Das arme Weilchen, sieh', o sieh',
 Da lebt's im todten Moos.
 Kamst, armes Weilchen, kamst zu früh
 Aus Deiner Mutter Schooß.
 So, Freundin, trittst Du allzufrüh
 In unsre Lage ein,
 Wo Deinesgleichen Blüten sind,
 Nur Blume Du allein!

Und wahrlich, sie griff in ihrer ganzen Art und Weise zu sein, über ihre Zeit hinaus, darum ward sie von den Men-

sehen, wie sie gewöhnlich zu sein pflegen, kaum verstanden, und nur die größten Geister waren im Stande, ihren ganzen Goldgehalt zu wägen und den Reichthum ihrer Seele ganz zu würdigen. Dieser Ruhm aber und dieses Glück, mit wie vielen Thränen ist es erkaufte! Schmerz ist der Lehrer der Weisheit, und weise sein heißt das Weh einer Vergangenheit mit sich tragen. Und welche Vergangenheit hatte Charlotte mit sich zu tragen! Den Ältern folgte der hochverehrte Oheim, dem — der geliebte Bruder, die theure Schwester. Sie begrub Alles, was sie lieb gehabt hatte, und das Gefühl der Heimathlosigkeit, das sich ihrer bald nach dem Tode der Ältern bemächtigte, das Bewußtsein, fremd zu sein und zu bleiben in einem Kreise, der sie nicht verstand, erfüllte sie mit unnennbarem Weh! Darum sagt sie denn auch in den Aphorismen von 1815: „Hätt' ich einen heimathlichen Winkel finden können, so wären meine Stunden wohl früher erhellt gewesen, aber ich sollte noch mehr Druck und Trübe erfahren, und zu meiner Erkenntniß gehört Entlaubung — Sturm — Frost — Erstarren.“ Sowohl aus diesem Gefühl heraus, als auch aus dem Bedürfniß ihres Geistes möchte ich es erklären, wenn wir in den folgenden Blättern sehen, wie sie ringt, sich die Welt nach ihrem Bedürfniß zu gestalten, wenn sie sich den unvergänglichen Größen unseres Vaterlandes anschließt, ja festklammernd sie ergreift, sich der Seele derselben, weil sie sich ihnen ebenbürtig fühlte, einprägt, um ihres Daseins eine ihrer würdige Spur zu hinterlassen, und sich dereinst sagen zu können: Ich habe nicht umsonst gelebt.

Mir ist aus diesen jungen Jahren ihres Lebens ein

Bild zu Gesicht gekommen, in der Kleider- und Haartracht, wie sie der Zeit angehörte, dargestellt. Die Züge des Nütlichen sind, wenn auch nicht gerade schön, doch, namentlich um den Mund, lieblich. Die weitgeöffneten dunkeln Augen unter der großen Stirn beherrschen eigentlich das ganze Gesicht, über welches dadurch eben eine so durchsichtige Klarheit gegossen ist, daß es mir beim Anschauen des Bildes erging, wie bei dem Blick in eine recht rosig glühende Abendröthe. Da fühlen die Augen des Beschauers von selber den Drang, sich so weit wie möglich zu öffnen, um all die milde Lichtfülle, welche über die Landschaft ausgegossen ist, aufzusaugen. — Die Haltung, in welcher sich die Gestalt darstellt, ist vornehm aber nicht durch Majestät niederdrückend. Eine edle Bescheidenheit war über die ganze Erscheinung hingebreitet, die indeß den Ausdruck ererbten und angebornen Adels zur vollen Geltung kommen ließ. — Ein anderes Bild soll heute noch in Waltershausen sich befinden. Es soll ein großes, in die Wand eingelassenes sein, welches Charlotten am Klavier darstellt. Dasselbe ist, wenn noch vorhanden, mit dem Gute selbst in das Eigenthum des heutigen Besitzers Dr. Sartorius übergegangen.

Inzwischen hatte Schiller in Bauerbach eine sichere Stätte gewonnen, wohin er sich aus den beengenden Verhältnissen geflüchtet hatte, in die er durch die Unsicherheit seiner Flüchtlingslage zu Mannheim und durch die Rücksichten gekommen war, welche Herr von Dalberg als Intendant der Mannheimer Bühne nehmen zu müssen glaubte.

Die Lectüre der Geschichte des Don Carlos von St. Réal gab dem Dichter einen neuen Stoff, den er für eine vereinigte dramatische Behandlung zu bewältigen und zu gestalten suchte. Den Rest des Jahres 1782 und die erste Hälfte des Jahres 1783 brachte er in dieser waldigen Einsamkeit der Rhönberge zu, gastlich aufgenommen von der Familie von Wolzogen, deren Söhnen er auf der Karlsakademie zu Stuttgart nahe getreten war. Im Juli 1783 indeß machte sich Schiller wieder auf den Weg nach Mannheim. Dorthin riefen ihn seine alten Freunde, die seinen geheimnißvollen Aufenthalt aufgefunden, dorthin lud ihn die heitere Aussicht, nun auch seinen Fiesko auf die Mannheimer Bühne bringen zu können, nachdem Herr v. Dalberg Möglichkeit und Bereitwilligkeit brieflich eröffnet, dahin zog ihn wohl auch der innere Drang, sich wieder mit der Welt zu verständigen und neue und größere Anregungen, als die Einsamkeit ihm bot, in sich aufzunehmen, so wie Zustände und Charaktere auf sich wirken zu lassen. Vom 28. Juli 1783 ist der erste Brief an Frau v. Wolzogen aus Mannheim datirt, und aus diesem, wie aus den folgenden sehen wir, wie der Dichter nicht nur das frische Leben an sich vorüberziehen läßt, sondern sich gern in den Strom desselben hineintaucht, um aus all dem Getriebe des städtischen Lebens und Verkehrs für sich den sichereren Schatz, ein schöneres Eigenthum davonzutragen.

Sein Verkehr mit Dalberg, mit Schwan, seine Besuche, die er bei Frau v. Laroche in Speier machte, andere, die er entgegennahm, erhielten ihn in einem dauernden Verkehr mit den geistigen Interessen seiner Zeit. Über-

dem wurde im Januar 1784 sein Fiesko aufgeführt und eine auf Jahresfrist eingegangene Verpflichtung verband ihn mit Mannheim und mit der dortigen Bühne. In diese Zeit fällt die Stiftung eines innigen Freundschaftsbündnisses mit Frau v. Kalb. Beide trafen im Juni oder schon im Mai 1784 einander, wenn Charlotte v. Kalb in eigentlicher Bedeutung spricht, da sie von einer Fahrt, die sie nach dem nahen Waldheim gemacht, sagt, daß dieselbe von dem Maientag begünstigt gewesen. Schiller schreibt unter dem 7. Juli an Frau v. Wolzogen: „Vor einem Monat waren Herr und Frau v. Kalb hier und machten mir durch ihre Gesellschaft einige sehr angenehme Tage. Die Frau besonders zeigt sehr viel Geist und gehört nicht zu den gewöhnlichen Frauenzimmerseelen. Sie ließen mich wenig von ihrer Seite, und ich hatte das Vergnügen, ihnen einiges Merkwürdige in Mannheim zu zeigen. Jetzt sind sie wieder in Landau — haben aber versprochen, öftere Besuche hier abzulegen.“ Über das Begegnen selbst und über den ersten Aufenthalt äußert sich Charlotte v. Kalb in ihrem Manuscript: „Des andern Tages reisten wir über Darmstadt, und kamen spät nach Mannheim. Reinwald und Frau von Wolzogen hatten Einiges an Schiller mitgegeben. Als er es empfangen, kam er selbst. — In der Blüthe des Lebens, bezeichnete er des Wesens reiche Mannichfalt, sein Auge glänzend von der Jugend Muth; feierlicher Haltung, gleichsam sinnend, von unverhofftem Erkennen bewegt. Bedeutsam war ihm so manches, was ich ihm sagen konnte, und die Beachtung bezeugte, wie gern er Gesinnungen mitempfand. — Einige Stunden hatte er gewelt — da nahm er den

Gut und sprach: „Ich muß eilend in das Schauspielhaus.“
 — Später habe ich erfahren, Kabale und Liebe wurde diesen Abend gegeben, und er habe den Schauspieler ersucht, ja nicht den Namen „Kalb“ auszusprechen. — Bald kehrte er wieder — freudig trat er ein, Willkommenheit sprach aus seinem Blick.“

„Durch Scheu nicht begränzt, traulich, da gegenseitig mit dem Gefühl des Verstandenseins das Wort gesprochen werden konnte, löste der Gedanke den folgenden Gedanken, ohne Wahl oder Nachsinnen. — Wohl die Rede eines Sehers. — Im Laufe des Gesprächs rasche Hestigkeit, wechselnd mit fast sanfter Weiblichkeit, und es weilte der Blick von hoher Sehnsucht beseelt. — Vollendet ist, was uns verschwunden; allein jene heitre Gelassenheit des Gemüths — möchte sie immer möglich sein!“ —

„Am folgenden Tage sahen wir den reichen Schatz der Antiken, die hier bewahrt und schön geordnet. Was klar der Geist erfunden, ist Lust dem Aug', ergreift entzückt des Menschen Herz. Schauer der Sehnsucht bewegten ihn, denn er fühlte wohl — auch ich vermag! Belebt durch solche Genüsse verging der Tag. — O daß ähnlicher werde Leben und Kunst!“

„Dann besuchten wir die Jesuitenkirche, die nur allzu bunt, wie man denn auch die zahlreichen Bilder daselbst das bunte Evangelium nennt! Hier wurde uns bekannt, daß diese Kirche durch den Zoll der Rheinbrücke, welchen die Jesuiten zwanzig Jahre lang erheben durften, erbaut worden sei. Früher als bei der Abreise, wollten wir über diese Rheinbrücke nach dem nahen Waldheim, der schöne

Hain, der mir geeigneter, gefälliger war, als der prächtige Park Schwetzingen.“

„Begünstigt von dem Maientag, noch mehr durch die milde Freiheit der Seele, wähnend, Schöpfer des Lebens zu sein, so verborgene Quellen ahndend; daß einst Denken und Wollen lieblicher, als jetzt der Begeisterung Trauer. Das Wohl des Daseins wähnt, die Kraft, die unter so Viele vertheilt, sei ihr Eigenstes, es ruft die Liebe zu dem All, in noch nicht getrennter Fülle der Begeisterung, und blühend ersprießt das Wort, welches die Flamme der Jugend dahin säet. Wer da kennt die Befeeligung des Wortes, der hat empfunden die Offenbarung des Geistes. — Erst spät ergößen uns der Lyra Fabeln, daß Herz versteht nur Worte die ihm verliehen.“

„Den letzten Abend im Schauspielhaus. Ein Drama ward aufgeführt, zur Förderung der Tugend, durch Darstellung des Lasters. — So hat diese Kunst das Predigtamt vom heiligen Antonius erfaßt; die da nicht zu weinen vermögen, die Unverbesserlichen, erdulden wenigstens in diesem Tempel die Gefahren der Langenweile. — Die französischen Bühnensstücklein, obgleich witziger, dienen doch auch solcher Schmach, und weben eitle Tücke in manches deutsche Köpfschen.“

„Den Abend waren wir mit Tffland, der dem Herrn von Kalb bekannt war, suchten nach Redensarten, — wie leicht begegnet uns da die erniedrigende Affectation.“

Von zweien Seiten unabhängige Zeugnisse des gegenseitigen Eindruckes! Große Seelen rüstet die Natur stets mit einer feineren Fühlung für die sie umgebende Welt aus,

vermöge deren sie leichter im Stande sind, das Große und Bedeutsame aus der Hülle des Zufälligen herauszufinden. So nur kommt es, daß das Große sofort das Große erkennt; Beide finden sich, ohne sich zu suchen. Und wer wollte leugnen, daß gerade hier das erste Begegnen über das fernere Schicksal der hohen Frau und des Dichters entschied, welche nach kurzem Gespräch einander so ergriffen hatten, um für das Leben — so lange das Schicksal wollte, daß sie einander etwas sein konnten — von einander nicht zu lassen. Solche Geistesbündnisse schließt kein Zufall, sie sind die Erfolge, zu denen der Instinkt den Genius führt, sie sind die nothwendigen Ergänzungen Eines durch das Andere.

Charlotte von Kalb wendete sich mit ihrem Gemahl nach Landau, in welche Festung er zu einem der dort garnisonirenden Regimenter commandirt war. Die Eindrücke der vergangenen Tage, welche für sie selbst Offenbarungen gewesen waren, faßt sie zusammen mit den Worten: „Welch ein Tag! — o Kälte des Nordes, trübes Gewölk, vom Sturme getrieben! — der Lüfte schneidende Schärfe, hab' ich euch nur allein gefühlt? — Schauer der Nacht — o Dunkelheit! — bist du nur in Seele und Gemüth? — Die Sonne stieg am hellen Horizont, die Aue erglüht von ihrem Glanz, doch inneres Gewölk zu erhellen, vermag sie nicht! — Das Leben erblühte — heut' ein Erstorbenes.“ Doch erfaßt sie auch in Landau das Leben von seiner innerlichsten Seite. Sehr viele der Offiziere, mit denen sie verkehrte, waren in Amerika gewesen; die neuen Ansichten, welche diese aus der neuen Welt mit zurückgebracht, wirkten,

wenn auch noch unverstanden, vielleicht eben deshalb wie eine niederdrückende Schwüle, die dem heftigen Ausbruch des Ungewitters vorhergeht, lähmend und beängstigend auf das Gemüth. Frau von Kalb eilte gern aus den engen Straßen und Wällen, um fern von der Stadt und den besuchteren Umgebungen in der ländlichen Stille, im Verkehr mit der Natur zu dem Verständniß der Sprache ihres eigenen Herzens zurückgeführt zu werden. Mit freundlichem Auge folgte sie der leichten Bewegung schlanker Gestalten in ländlicher Thätigkeit. Die milde Natur bildet den Menschen zu ihrem Schmuck, wenn heiterer Fleiß mit Ruhe abwechseln darf in ihrem Dienst. Auf diesem Spaziergange machte sie die Bekanntschaft der schmerzverstörten Josephine, deren Geschichte sie so rührend zu erzählen weiß, weil sie selbst in ihrem Herzen den Schlüssel zu einem Verständniß und zu einer richtigen Würdigung solcher Liebe besitzt. Tiefere Eindrücke boten ihr eines Offiziers Erzählungen von den Mönchen in La Trappe bei Brest, und der Verkehr mit dem Oheim und seine zwei Neffen aus der Provence. Wenige Züge reichen ihr hin, die inneren Beziehungen zu fixiren, in welche sie mit diesen Personen ihres Umganges trat, und selbst in der geringen Zahl solcher, ich möchte fast sagen, anekdotenartig hingeworfenen Berichte spricht sich der Sinn für ein Edleres und Höheres aus, als ihr eigentlich die nächste Umgebung und das Garnisonleben zu bieten im Stande war. Sie besaß jene wunderfame Kraft geistiger Naturen, sich den Menschen und den Verhältnissen also gegenüberzustellen, daß sie das geistige Licht, welches sie selbst aus denselben erst hervorlockte,

auch voll und ungetrübt auffing. Darum erscheinen auch die Personen, mit denen sie verkehrt, bedeutsam, weil sie es versteht, jede sich in ihrer eignen Natur entwickeln und darstellen zu lassen. Dann aber ist ja wohl jeder Mensch ganz und ist bedeutsam, wenn er allen schiefen und künstlichen Beziehungen entrückt, sich und sein Eigenthum frei und ungekünstelt geben darf.

Weil es indeß dazumal nicht Sitte war, daß ein Offizier mit seiner Frau in der Garnison wohnte, denn man hielt in Frankreich den wechselnden Aufenthalt für Frauen unziemend und besprendend, so führte Herr von Kalb seine Gattin nach Manheim zurück, und schien nicht übel Lust zu haben, später sich in der Pfalz ansässig zu machen. Ende Juli 1784 fand diese Übersiedelung von Charlotte von Kalb nach Manheim Statt. Bei einer Aufführung des König Lear traf sie in der Loge wieder mit Schiller zusammen, welcher auch nach der baldigen Heimkehr Heinrichs von Kalb in seine Garnison, ein treuer Freund der Einsamen blieb. Sie sah in den nächsten Monden dem Mutterlande entgegen, und wie sie denn nur von Dienenden umgeben war, die weder Sinn noch Gemüth für sie haben konnten, so gab sie sich allein mit geweihtem Sinne und heiterer Stille des Gemüthes den schönen Hoffnungen hin, mit welchen sie in eine duftige Ferne und Freude verheißende Zukunft hineingriff. „Könnte man in diesem Leben Auferstehung fühlen,“ schreibt sie, „dann wäre es in der Stunde, wo das Auge der Mutter den Erstgeborenen segnet.“ Weinahe aber hätte sie die Freude, einen Erstgeborenen lieben zu dürfen, nur kurze Zeit genießen können.

Ein plötzlicher Schreck, welcher ihr in der Nacht des zweiten Tages nach der Geburt des Kindes von einer Trunkenen oder Berrückten, die sich bis an ihr Lager drängte, bereitet wurde, brachte sie an den Rand des Grabes. Sprachlos fand man sie am anderen Tage, bis allmähliche Besserung langsam die Zunge wieder lösete. Später erfuhr erst Frau v. Kalb, daß Schiller den Hülfe bringenden Arzt herbeigeht. Nachdem sie genesen, begegnete Heinrich v. Kalb dem Dichter, der sich lebhaft darüber beklagte und es unverzeihlich fand, daß man ihn von der Besserung der leidenden Frau nicht unterrichtet habe. Heinrich v. Kalb hat ihn mitzukommen. „Erkennen Sie selbst,“ sagte er, indem er ihn der Gattin zuführte, „nun ist Alles wieder gut — die jugendliche Natur hat überwunden.“ Erfreut durch dieses unverhoffte Wohl schien er tief bewegt, und Charlotte vernahm nach so lang entbehrteter Mittheilung gern trauliche Rede, und ein mildes Licht ergoß sich in ihr Gemüth, welches sie so warm und dankerfüllt aufnahm, daß sie von den Eindrücken dieses Wiedersehens mit sinnigem Worte noch im Greisenalter zu sagen wußte.

Zuweilen versammelte Herr v. Kalb die Genossen seiner Gefahren in Amerika zu heiterem Mahle; auch Friedrich Schiller wurde hiezu geladen, und mancher geistig belebten Stunde entsann sich Charlotte gern. Vornehmlich lebhaft stand in ihr die Erinnerung an einen Mittag, wo Jeder der Gäste ein Ereigniß seines Lebens mittheilte. Von dem Charakter des Mahles und von den Gesprächen, die dort gepflogen wurden, glaube ich den

freilich wohl poetisch gehaltenen Bericht zu entdecken in einem kleinen abge sondert gegebenen Aufsatze, „Das Mahl“ überschrieben, welcher sich hinter den eigentlichen Memoiren der Frau von Kalb findet. Die Erzählung ist nicht der Art, daß man sie wörtlich als wirklich zu nehmen habe, sondern wie bei Göthe giebt sie die Wahrheit im Kunstgewande der Dichtung. Mit mannichfachen Zwischenreden sowohl innerhalb der Erzählungen selbst, als nach ihrem Schlusse, bewegen sich dieselben bis zu Ende. Ich halte es nicht für ungeeignet, wo es eben darauf ankommt, auf die geistigen Beziehungen Charlottens hinzuweisen, wenigstens im Auszuge den Gang der Unterhaltung mitzutheilen. „Nach Monaten kehrte der Major wieder,“ so beginnt sie, „sogleich zeigte er uns seine Anwesenheit an und am folgenden Tage besuchte er uns. — Nachdem er Manches von Bekannten und Unbekannten erzählt, sagte er: Nur kurze Zeit kann ich diesmal hier verweilen; lassen Sie uns in diesen Tagen gute Stunden erleben. Frau Charlotte wird ein Mahl bereiten lassen, und auch mir erlauben, einige Gaben darzubringen. Die gastliche Feier ward bestimmt.“

Als Gäste nennt die Verfasserin vier Personen, Heinrich (v. Kalb), Friedrich (Schiller), William (ein Kriegescamerad Heinrichs) und Charlotte. Sie versammelten sich in einem rothausgeschlagenen Zimmer; im Kamin loderte die gastliche Flamme. Wir lesen die Speisen angedeutet, welche genossen, die edlen Weine, die getrunken wurden; auch fehlte der perlende Champagner nicht. Da ging von William der Wunsch aus, ein Jeder möge

ein erdichtetes oder erfahrenes Liebesabenteuer mittheilen. Heinrich stimmte ein; nur keine Klage verlangte er zu hören, die sich mit zarten Thränen schmückt. William dagegen wollte diese gestattet wissen, dagegen solle man nichts von Ehecontracten sagen, denn da könne er nicht mitreden. Und Heinrich begann von einem Offizier zu erzählen, mit welchem er gemeinsam die freie Zeit des Urlaubs genossen. Als dieselbe verstrichen, und beide sich zu ihrem Regimente zurückbegeben wollten, gestand er dem Erzähler, wie er sich von einer Schauspielerin Melinda nicht trennen könne, und wie er unter dem Vorgeben einer Krankheit um längeren Urlaub bitten würde. Heinrich, durch nichts gefesselt, reiste zum Regiment, um dort seines Freundes Wünsche zu befürworten. Aber schon in Fr. ereilte ihn jener, und erzählte, wie er an dem Abende nach der Trennung bei Melinda zugebracht und von ihr aufgefordert worden sei, sie morgen als Emilia Galotti zu sehen. Er war dem Verlangen nachgekommen. Sie spielte für das Publikum hinreißend. Ihm selbst aber erschien sie in so fremdem Ausdruck, die Darstellung ihrer Liebe, wie sie solche gab, so ganz anders, als er sie noch am Abend zuvor in ihrem Zimmer selbst erfahren, keine Ähnlichkeit fand er in ihr zwischen Gestern und Heut. „Mein guter Appiani könnte mich für eitel halten,“ schien eine so verlegende Wendung für ihn zu enthalten, daß er sich der Beifall jauchzenden Menge durch die Flucht entzog und betäubt auf sein Zimmer gelangte. Wenige Zeilen Melinda's luden ihn noch denselben Abend zum Besuch, um den Beifall ihres Spieles auch in seinen Augen zu lesen. Der Offizier

schrieb wenige Worte unter jenes Billet: Ein fremdes Wesen ersiehst Du mir heut. Dein Bild ist meiner Phantasie entwichen — die Schatten kann ich nicht erfassen, nicht versöhnen. Melinda — Emilia! ich fliehe Euch Beide. —

Williams Späherauge hatte wohl entdeckt, daß Heinrich nicht Erfundenes, sondern Empfundenes erzählte. An Friedrich wendete er sich: Selbstbekenntnisse erwarten wir nicht von Ihnen, denn wie man von dem Soldaten zu sagen pflegt: „In jedem Städtchen ein ander Mädchen,“ — so auch von dem Dichter: Zu jedem Gedicht eine andre Laura.

In vino veritas, begann der Dichter und erzählte von Frau v. Wolzogen und ihrer Tochter, die, an der Werra zu Haus, nach Stuttgart kamen, dort Söhne und Brüder, die auf der Carlsschule weilten, zu besuchen. Der Dichter fand Zutritt bei ihr, und ebenso auch ein anderer Akademiker, den er Winkler nennt. Schlanker Gestalt, dunkel unloekten Hauptes, mit bedeutsamem Naturell, nahte dieser der blonden Dorothea, die von seiner Erscheinung betroffen nicht ohne Erregung und Erröthen ihres Herzens geheimste Empfindungen selbst verrieth. Die Frauen reiseten ab, und als Dorothea Thränen beim Scheiden vergoß, irrte der Dichter, wenn er wähnte, auch ihm gälten ihre Thränen. Das sehnliche Verlangen des Dichters, seine Räuber in Mannheim zu sehen, verwickelte ihn in Drang und Widerwärtigkeiten, aus denen er sich unter dem Namen Fr. Ritter in die Einsamkeit der Rhönberge in den Schutz der edlen Mutter v. Wolzogen flüchtete. An den Ufern der

Werra, im moßigen Grunde, auf den Hügeln umher wurde dem Dichter das Herz weit; und sein Streben und Sehnen, die Hoffnungen, welche seine Brust keimen ließ, theilte er der Mutter mit und gestand ihr, daß er sie an den Besitz Dora's knüpfte. Die Mutter gab ihm das Tagebuch ihrer Tochter zur Einsicht und er fand in demselben das Geständniß einer Neigung für Winkler, der, ohne Empfindung für den Eindruck, den er hervorgerufen, mit leichter Begrüßung und gewandter Eile im späteren Leben an ihr vorübergegangen sei. — Aber noch liebenswerther erschien dem Dichter nach diesem Bekenntniß, welches er gelesen, Dorothea; und als er dem Rufe als Theaterdichter nach Manheim folgte, schied er mit dem Wunsche: hier einst seine Heimath zu finden.

Nach an diese Erzählung schlossen sich Zwischenreden, und Charlotte, der das dritte Loos gefallen, begann angeblich nach einem Manuscript, welches sie unter dem Nachlaß einer Verwandten entdeckt, von einem Wesen zu erzählen, das nicht in verengter Sphäre, sondern in freisinnigem Streben Freud' und Trauer gefunden.

Sophie galt als die Tochter der Frau v. Wilknitz und lebte mit derselben auf einem Landgute, nahe einer kleinen Residenz. Baron Ludolf wirbt unter der Zustimmung der beiderseitigen Verwandten um sie. Bei einem Feste indeß, welches dem Baron in dem Pavillon des Gartens gegeben wird, bricht sie, die Absicht der Thren ahnend, in Thränen aus, so daß ein edler Mann, der den Grund ihres Herzenskummers erkennt, sie zur Mutter zurückführt, welche gerade mit einem Maler aus Wien, Darwin, in der Allee weilte.

Die Mutter war betroffen, sie fürchtete, dieß Ereigniß werde in der Gesellschaft Tadel und gehässige Deutung hervorrufen. Darwin versprach, den Baron auf andere Schönheiten des Balles aufmerksam zu machen, und Sophie wurde wieder heiter, als nach Verlauf einiger Zeit seine Verlobung mit Fräulein Manstein angezeigt wurde. Unterdessen hatte Darwin wiederholentlich der Mutter vertrauliche Briefe, welche von Wien ihm geschickt waren, mitgetheilt, und somit vorbereitet, Bedeutsames zu vernehmen, hörte Sophie, daß sie der Frau v. Wilknitz Tochter nicht sei, sondern aus einer Ehe stamme, welche die Tochter eines Augsburger Patriciers mit einem Venetianer eingegangen. Beide hätten sich gelobt, eine älteste Tochter in Venedig klösterlich zu erziehen, die zweite dagegen nach deutscher Sitte und Lehrweise. Die Mutter habe Zwillinge geboren, Sophie sei der Verwandten Frau v. Wilknitz übergeben, die Ältern seien als gestorben betrauert, und nun seien auf Wunsch der Pflegemutter Sophiens bei einem Ordensgeistlichen in Wien Nachforschungen nach dem Schicksal der Schwester Julia durch Darwin angestellt worden. Die Nachrichten selbst waren unzusammenhängend und ungenügend, aber ein Kästchen kam, darin drei seidne Gewande, ein grünes, ein graues und ein schwarzes, dicht, weich und glänzend. Sophie legte sich das graue an; es kleidete vollkommen und darum gelobte sie sich, an jedem guten Tage sich damit zu schmücken. Ein zweites Kästlein lieferte herrlichen Venetianischen Schmuck und brachte auch ein Bildniß der Schwester Julia, in grauer Seide gekleidet und ein buntes mit Gold durchwirktes Neg um die

Locken. Um der Schwester ähnlich zu sehen, wünschte Sophie ein gleiches zu besitzen, und Darwin schaffte es herbei. — Herbst, Winter, Frühling gingen rasch vorüber. Im Sommer hieß es, man erwarte in der Residenz den Besuch hoher Gäste; ein Fürst, seine Gemahlin mit den Prinzessinnen und dem Erbprinzen wurde erwartet. Und um Zeuge des feierlichen Einzuges sein zu können, begab man sich vom Landsitze zur Stadt, Sophie in ihrem schönsten Schmuck. Unter den Cavalieren des Fürsten war eine edle Persönlichkeit bemerkenswerth. Darwin erkannte sie als Graf Howarth, die Umgebung indes nannte ihn Baron Albin. Darwin nähete ihm, da reichte ihm der Graf zum Zeichen, daß er ihn erkannt habe, die Hand. Er mußte an den Frauen vorübergehen, und indem er sie begrüßte, erbehte er, rief Julia, Julia! Man suchte ihm seinen Irrthum zu benehmen. „Der Name ändert nichts,“ rief er aus; „das Geheimniß ist gelöst, sie ist es dennoch! — Niemand kann dies Bild mir rauben, so sah ich sie stets! Und jetzt bist du mir in aller Wahrheit nahe. Sprich, Julia! nur einen Laut!“ — Die Frauen entfernten sich eilig, während Darwin den Grafen auf sein Zimmer begleitete, um ihm den Aufschluß über die Ähnlichkeit von Sophie und Julia zu geben. Um so begieriger, als er das verwandtschaftliche Verhältniß kennen gelernt hatte, suchte er die so plötzlich begonnene Bekanntschaft fortzusetzen. Er kam auf das Landgut. Seiner Rede Zauber wendete ihm die Herzen zu, Sophiens Gemüth drängte sich ihm entgegen, nur zuweilen schenkte die unheimlich dunkle Blut seines Auges sie in sich zurück. Da endlich gestand

er: „Sophie nur allein kann mit Julia mich versöhnen, von Ängsten befreien; denn schmerzhaft tödtlich ward Julia beleidiget. — Von ihr ewig geschieden zu sein, ist meines Lebens heftiges Leid!“ — „So lange der Glaube lebt,“ lautete die Antwort, „darf das Leid nicht siegen! — „Julia! Sophie!“ rief er, „kannst Du mir vergeben — mir das höchste Wort betheuern?“ — „Zu empfinden, zu denken vermag ich,“ sagte Sophie, „doch nicht zu betheuern.“ Er verlangte das eine Wort Versöhnung, nur Mitleid ward ihm! Der ewigen Ruhe wollt' er sich weihen. „Du hast versagt, mir das höchste Wort zu betheuern,“ sagte er später einmal, da er in allegorischem Bilde den Glauben, die Hoffnung und die Liebe gezeichnet und Sophie die richtige Deutung getroffen hatte, „Du hast versagt, mir das höchste Wort zu betheuern! — Gewähre es nie, — kein sterbliches Ohr vernehme von Dir „Liebe!“ Und als er kurz vor seinem Scheiden noch einmal um dieses Wunsches Gewähr bat, antwortete Sophie: „Isidor, Liebe ist aller Gesinnungen Einheit!“ Er ging, Sophie sah ihn nie wieder, nur eine Nachricht kam, die da sagte, daß er im Glauben Versöhnung seiner Schuld und Ruhe gefunden habe. — Darwin allein wußte von seiner Schuld und seinem Geschick zu erzählen. Der Graf hielt sich in Venedig auf, und Gegenständen der Kunst eifrig nachjagend, hörte er von herrlichen Gemälden im Pallast Balori. In der Herrin des Hauses erkannte er eine ihm aus jungen Jahren von Wien her bekannte Dame. Er fand bei ihr ihre Nichte, in zarter Jugend und Unbefangenheit, welche einen Johanneskopf aus der reichen Sammlung copirte. Sie

erblickte ihn, der von ihrem Wesen so ganz eingenommen, gleichsam besiegt schien. Es war dies ein Raub, den er gegen seinen Willen an ihrer glücklichen Unbefangtheit, an ihrer bewußtlosen Schönheit beging. In anmuthiger und vertraulicher Begegnung schwanden Tage und Wochen dahin, von Familienverhältnissen war die Rede nicht, nur die Herzen öffneten sich, und dem Bunde derselben gab sich Julia in kindlicher Gläubigkeit hin, welche sie sich durch den frommen Sinn und die Liebe zur Kunst, die sie von dem Gewühl der Welt absonderte, getreulich bewahrt hatte. Es kam zum Scheiden. Ein Wiedersehen verhieß Julia, da sie sich mit ihrer Tante auf eine Villa unfern Wien zu begeben gedachte. Sie schickte dem Grafen den heiligen Johannes, eine Mahnung der treuen Hingebung. Der Graf hatte gedacht, den Reisenden entgegen eilen zu können, um sie nach ihrer neuen Heimath zu geleiten. Geschäfte riefen ihn aber nach Ungarn. Er berichtete Julien hiervon und indem er eilte, durch beschleunigte Abreise eine schnellere Wiederkunft ermöglichen zu können, eilte die Tante mit Julien, um seiner Abreise noch zuvor zu kommen. Sie fanden ihn in Wien nicht. Sie eilten des Grafen Bildergalerie zu sehen und Julie freute sich in der Hoffnung, ihren Johannes wieder zu begrüßen. In der Gallerie fand sie ihn nicht. Der Aufseher meinte, er würde im Cabinet des Grafen hängen und führte Julien in den Salon. Eine Dame nähete: „Sie wünschen meinen Gemahl zu sprechen? Doch gestern ist er abgereist.“ — Die Tante, Juliens Erbeben merkend, entgegnete schnell: „Nur das Gemälde möchten wir sehen, welches dem Gra-

fen aus Venedig übersendet worden.“ — „So folgen Sie mir zu seinem Cabinet.“ — Julie weifte vor diesem Bild, sprach dann leise: Unmöglich — dennoch! Dann kein Zeichen, kein Wort, schweigend erbleichte sie, wurde hinabgeführt, und von der Tante und dem sie begleitenden Ordensgeistlichen in den Wagen gehoben. — Der Graf kehrte zurück, hörte mit argsinzigem Tadel, mit Hohn über Juliens Betragen sprechen. Er suchte sie, es drängte ihn, sich auszusprechen. Vergebens. Sie war und blieb verschwunden. Der Graf ließ seinen Sohn in ein Adelscollegium aufnehmen, übergab die Erziehung seiner Tochter ihrer Mutter, entfernte sich von Wien. Ein Landgut in Böhmen, dessen Namen er fortan führte, wurde seine Heimath. —

Frau v. Wilknig sollte das Karlsbad gebrauchen, Sophie begleitete sie. Eine treugemeinte Werbung brachte sie in mannichfache Gemüthsnoth. Ihr Gelübde hatte der Graf. Sie war nicht frei. In der Nacht sinnend, wie sie den sich wirrenden Knoten löse, wird sie, ohne zu wollen, Zengin eines Begräbnißes. Man bestattet den Isidor Albin, den gottseligen Johanniter! Behmüthig und schweigsam fühlte sie, wie sie den Tagen nicht gehörte. Sanft lösete sie sich aus den Verhältnissen, die sie umgaben. Julie rief sie nach Florenz. Beide haben ihr Leben in thätigem Sinn der Jugend gewidmet. „Um Irrthum und Zweifel zu mindern,“ so schließt Charlotte ihre mehrfach unterbrochene, nach manchen Seiten hin weit ausgespannene Erzählung, „muß der Geist sich höheren An-

schauungen ergeben; der Gedanke allein versöhnt, schafft Liebe — Heiligung!“

Nach einem kurzen Gespräch über die klösterliche Erziehung der Frauen, welche auch Schiller empfiehlt, indem er die sittliche Verderbniß, welche man den Klöstern besonders vorwirft, dadurch gewissermaßen entschuldigt, daß er seine Genossen bedenken heißt, wie allerdings Erhabenheit sinken und Flachheit sich nie erheben könne, beginnt William seine Erzählung.

Als er in dem Jesuitercollegio erzogen wurde, wuchs daselbst mit ihm Carlo, der Sohn eines Bildhauers, auf. Freundschaft verband Beide. Und da die Zeit der Trennung nahete — der Eine sollte in den Militärdienst treten, der Andere seiner ererbten Kunst wegen nach Italien gehen — so besuchten sie einander auch in der älterlichen Wohnung. William weilte gern im Antikensaal und fand daselbst eines Tages seinen Freund eine in einer Nische stehende, bis dahin von William noch nicht gesehene Vestalin abzeichnen. Entzückt nahete er dem Bildwerke. Da reichte Carlo demselben die Hand, leise stieg es vom Fußgestell und entschlüpfte in das Nebenzimmer. Es war Carlo's Schwester gewesen, Clara, die als Vestalin ihm gestanden. William wurde mit ihr bekannt gemacht. Eine innige und fromme Liebe entspann sich zwischen Beiden. Kurz vor seinem Scheiden sah er sie im Dome im Gebet — „für ihn,“ sagte sie ihm. Ein heiliger Moment öffnete Herz und Mund. Sie nestelte ein Kreuz von der Kette, das sie ihm gab, er steckte einen Ring, ein Geschenk seiner Mutter, an ihren Finger; so verlobten sie sich für die Dauer der

Zukunft. Sein Weg führte ihn weit über Meer; das Kreuz auf seinem Busen war ihm ein Talisman gegen Sturm und Wetter. Nach sechs Jahren kehrte er zurück. Die Wohnung war leer, die Pforte verschlossen, kein menschliches Reges im Hause. Nach langem Harren kam eine Antwort auf seinen Brief an Carlo von Rom her, aber keine Nachricht von Clara. Auszuharren gelobt er unter dem Gläserklang seiner theilnehmenden Freunde. So enden die Erzählungen.

Sinnige Gaben bescheerte William seinen Tischgenossen noch vorm Scheiden. Südfranzösische Früchte in symbolisch verzierten Kästchen. Eines, die Zahlen eins bis neun mit einem Lorbeerkranz umgeben, als Zeichen tragend, verehrte er an Friedrich, ein anderes mit einem Schuh bezeichnet, den er bei dem Sturm auf Charlestown, als er der Erste in die Festung drang, eingebüßt hatte, an Heinrich; für Frau Charlotte gab es Buch, Feder und Brief, und sich selbst hatte er einen Pfeil und eine Kanone gezeichnet: „Wen Amors Pfeil nicht tödtet, bleibt in Ares' Gewalt.“

Um Mitternacht trennten sich die Gäste. Ein ernster Nachklang ist diesem Feste in der Erzählung Charlottens gegeben. „Eines Abends ward leise die Thür geöffnet; Heinrich ging dahin, kehrte sogleich zurück und ihm folgten William und Friedrich. Ohne ein Zeichen des Grußes nahten sie dem Kamin. William, in einen Mantel gehüllt, mit dem Hute die Augen bedeckt, sein ganzes Wesen schmerzlich erfaßt.“ Er kam, um Leberwohl zu sagen. Auf einem Besuch, den er seiner Schwester im

Clarissinnen-Kloster zugebracht, hatte er das Marmorbild der Vestalin wiedergefunden und war zum Tode erschreckt niedergesunken. Zum Leben zurückgerufen, hatte er vernommen, wie dies ein Weihesgeschenk sei, welches auf Clara's Grab gestellt werden sollte. So vernahm er ihren Tod und eilte nun in die wilde Welt des Krieges hinein, sein Ziel zu suchen, denn den Todten gehörte er an.

Ich habe den Inhalt des einzeln stehenden Aufsatzes den Lesern dieser Blätter, denen die Memoiren der Frau v. Kalb nicht zugänglich sind, nicht vorenthalten wollen, weil ein wirkliches Ereigniß nicht bloß der Scenerie, in welche die Erzählungen gelegt werden, zu Grunde zu liegen scheint, sondern auch der Inhalt der Erzählungen mit der Herzensentwicklung derjenigen Personen, denen sie in den Mund gelegt sind, in innigem Zusammenhange steht. Heinrich von Kalb leugnet nicht, Selbsterlebtes zu berichten, ebensowenig William, und von Schiller wissen wir, daß er in inniger Liebe der Schwester seines Freundes von Wolzogen zugehan gewesen. Nur Charlotte von Kalb bewegt sich, wie es scheint, in einer freieren Erfindung. Als William fragt: „Ist, was wir vernommen, erfahren, erlebt? oder Gebild der Phantasie?“ erwiedert Friedrich: „Die Phantasie nährt und schmückt sich immer durch Erinnerung.“ — Wie weit nun hier die Erinnerung mitgewirkt bei dieser Erzählung und wie weit die Phantasie, ist heut nicht mehr zu ermitteln. Wahrheit aber, poetische Wahrheit enthält auch sie in der Lösung der Verhältnisse. Aber auch dadurch hat Charlottens Erzählung ein eigenthümliches In-

teresse, weil sie in einzelnen Zügen an einen Vorfall erinnert, welcher im vorigen Jahrhundert Aufsehen in Europa machte und den der Verfasser der Schrift „Göthe und sein Jahrhundert“ mittheilt. Nicht die Sage vom Grafen von Gleichen habe den Stoff zur Stella gegeben, sondern das Abenteuer eines Deutschen Grafen, der in Portugal eine junge Dame von hohem Geschlechte aus dem Kloster entführt und zu Wien das Bubenstück wiederholt. Wohl möglich, daß Charlotte das Ereigniß kannte, aber auf eigene Weise nach den Erfahrungen ihres Herzens aufschmückte. — Außerdem aber finde ich auch noch anderweit verbürgte Wahrheit in den zwischen den Erzählungen liegenden Gesprächen. Von Schiller ist es bekannt, daß er in der Unterhaltung gern einen allgemeinen Satz, wie er sich aus der Betrachtung des Nächstliegenden ergab, als Thema fixirte. Und dieser seiner Gewohnheit ist auch in diesen Gesprächen der Dichter vollkommen treu geblieben, so daß wir auch hierin noch einige Züge für das Portrait gewinnen, welches wir nach den Angaben Charlottens von ihm entwerfen könnten.

Der Verkehr zwischen beiden hochbegabten Seelen, Charlotten und dem Dichter, drehete sich um die Fragen über die höchsten geistigen Interessen, über Kunst und Wissenschaft. Aphorismen, welche Frau von Kalb über Lear mittheilt, lassen den Gang des Gespräches heut noch erkennen. Auch Personen wurden besprochen; und wenn Schiller in dem Briefe an Frau von Wolzogen vom 13. Nov. 1783, welcher noch vor der näheren Bekanntschaft mit Frau von Kalb geschrieben ist, von der Unbe-

dentheit der Frauenzimmer in Mannheim spricht, so hebt er eine Schauspielerin hervor, mit welcher er gern und oft verkehrte. Diese wird in den Memoiren der Frau von Kalb Amalia genannt, und des Dichters Neigung zu ihr so tief angedeutet, daß er bei Nennung ihres Namens erröthete.

Ausflüge und Besuche in der Nachbarschaft führten dem Umgange und der Bekanntschaft neue Menschen zu und erweiterten nach Maaßgabe ihres Könnens den Gesichtskreis Charlottens. So besuchte sie auf seiner Villa zu Waldheim den Geheimen Rath von Moser, der auch für Schiller Achtung hegte, weil Alles, was eine Kraftäußerung zeigte, von ihm geehrt ward. Sie fand in dem Geh. Rath einen ernsten Sinn, Hestigkeit sprach aus den Falten und Furchen seiner Züge, das Auge tief und düster, in seinen Äußerungen eine herbe Gutmüthigkeit. Er hatte durch manche Irrung Widriges erfahren, denn so ist das Geschick. Auch dauerte das innige Verhältniß des Dichters mit Frau von Kalb bis in den Anfang des Jahres 1785. Da schien es Schillern, als müsse er das Verhältniß zur Mannheimer Bühne aufgeben, weil es für ihn so beschränkend zu werden drohete, daß seine innere Existenz gefährdet wurde. Nicht ohne lebhaftere Erregung theilte er seinen Entschluß seiner Freundin mit.

Sie fühlte, welcher Verlust ihr bevorstand: „Seitdem ich Sie kenne,“ sagte sie ihm, „verlange ich mehr, als ich vormals von den Tagen erbeten; nie habe ich bekant, wie öde die Vergangenheit.“

Und auch Schiller bekante den Einfluß der hohen Frau

auf sich gern: „Ich war beängstigt, es Ihnen auszusprechen, das Feuer meiner Seele hat sich in Ihrem reinen Lichte entzündet, muß ich nicht auch eine Zukunft fürchten, auf welcher Trug und Zweifel lastet? — Ihre Gegenwart gab mir eine Begeisterung und einen Frieden, den ich früher nicht gekannt.“ Und weiter fuhr er fort: „Das Saitenspiel unserer Seelen weiß von einer höheren Harmonie.“

Und wie nun Charlotte selbst, in dem Gedanken einer möglichen Trennung von dem Manne, unter dessen belebendem Einfluß die Blüthen ihrer Seele aufgebrochen und gereift waren, vergeblich nach Mitteln suchte, ihn für den Kreis seines Wirkens und für sich zu erhalten, und rathlos ausschaute, da überwältigte sie der Schmerz, und die edle Ruhe, die frei von wechselndem Affect der schönen Seele Charakterzug war, schwankte einen Moment unter der Last der inneren Noth.

„Sie wissen nicht,“ rief sie, „was dieser Ruhe Stütze war — der Bund der Wahrheit — Sie wollen ihn trennen. Das Leben hat Sie mir gesandt. Momente sind uns nur im reinen Sein gegönnt und diese Gabe besserer Stunden, auch sie wäre dahin. O wären Sie von irdischer Sorge frei, nicht so nach Ruhm strebend — des Friedens vertilgender Feind!“

„Vor Allem weiß ich wohl,“ erwiderte der Dichter, „wir leben nur in der Blüthe der Jugend das Leben — sie ist die Verklärung der flammenden Seele! mein Herz fühlt auch, wie Du nie dieses Sehnen trüben, nie solchen Glanz entweihen kannst.“

„Du sagen Sie, — Du sage ich — die Wahrhaftigkeit kennt kein Sie. Die Allseeligen sind Ein Du, das Du ist einer ewigen Verbindung Siegel!“

Und als die Zeit der Trennung gekommen war, und Schiller den Aufenthalt in Mannheim aufzugeben sich gedrungen fühlte, da sagte sie: „Schmerz ist mir die Trennung, doch Sie kennen die Einsamkeit, die gottgeweihte Stille; Ihnen ist offenbar dies selbige Geheimniß, was so wenige erfassen können. — Hoffnung — Glaube! — Wir fühlen Beide: wer eine Seele sein nennt auf dem Erdenrund, der scheidet nie.“

Wir weinten nicht, so erzählt die Greisin, keine Klage berührte mehr die Lippen — es fehlt dem Müden zum Klagen selbst der Muth, ein stummer Blick durchirrt die Öde, Jeder jagt des Andern Wort zu vernehmen.

Es befinden sich hinter den eigentlichen Memoiren der Frau von Kalb noch einzelne Aufsätze und eine Anzahl von Aussprüchen über Personen und Zustände aus verschiedenen Jahren. Unter diesen Aufsätzen ist der erste eine Abschiedsscene, ein Gespräch zwischen Mana und dem scheidenden Fimante. Die angedeutete Situation giebt dem Leser ein Recht, an den Abschied Schillers von Charlotten zu denken und darum stehe ich nicht an, gerade an dieser Stelle von jenem kurzen Dialog zu reden. Ich bin weit entfernt zu glauben, daß derselbe nur Reminiscenz sei: dann wäre nicht abzusehen, weshalb er nicht an seiner Stelle in den Memoiren stände. Vielmehr meine ich in diesem Gespräche den poetischen Nachklang jener Stunde zu hören, die für Beide gleich schmerzlich war, weil die

Möglichkeit des Wiedersehens Beiden so fern lag. Es ist der künstlerische Ausdruck für das, was in gewaltiger Leidenschaftlichkeit in dem Moment des Scheidens die Herzen bewegt hat. Fimante scheidet, weil die Welt seinen Geist und er ihre Wissenschaft und ihre Kunst fordert. „So wirst du die Liebe nicht mehr verstehen — der Freundin nicht mehr gedenken,“ klagt Maya. „Warum diese schmerzenden Worte. — Du kennst nicht meine Trauer um Dich!“ ruft er. — „Aber was kannst Du verlieren? Du bist so selbstbestimmt — so dachte ich mir das Weib nicht!“ Und später: „Allzufrüh mit Irrthum und Kummer befannt, war mein Gedanke verhüllt, mein Gemüth erbittert. — Da fand mein Genius Deine Töne, sie sprachen meine Gedanken aus. Wie der Strom, wie das Feuer, so waren unsre Seelen eins! — Ich liebte die Begeisterte und immer wär' ich Dein, hätt' ich den Muth für diese Liebe. — Mein ruhig sei meine Seele, unabhängig von dieser Macht, die mich gleich ängstiget und entzückt! — Nur der freie Mann beugt die Natur unter sein Gesetz.“ Sie erwidert: „Der Stolz hat kein Vertrauen und keine Ruhe; kennst Du die Trauer der Welt? — O bleibe bei den Gleichgesinnten, nichts rächt sich schrecklicher als das Leben, welches man ohne das Herz zu achten unternimmt.“

Beide indeß scheiden von einander, indem sie nach ernstem Seelenkampf willig Verlangen und Hoffnung zum Opfer bringen. Eine reine Freundschaft, ein klares durchsichtiges Verhältniß, von keinem unbefriedigten Wunsche getrübt, von keiner Leidenschaft angehaucht, bleibt die Frucht dieses Abschiedes.

Und Schiller ging im April 1785 nach Leipzig in neue Bahnen seines Lebens ein, verschleucht durch die Verdrießlichkeiten, welche seine Stellung zur Bühne in Mannheim mit sich brachte, und angelockt durch den verheißenen Verkehr mit Körner und Huber, den er sich gewiß mit allem Zauber seiner für edle Freundschaft so leicht empfänglichen Seele ausmalte. Charlotte von Kalb blieb mit ihrem Sohne noch ein Jahr in Mannheim, ab und zu von dem Gatten und seinen Freunden aufgesucht, öfters auch selbst abwesend, um in der Nähe von Mannheim mit geistig hochstehenden Menschen in jenem Verkehr zu bleiben, aus welchem allein die durstende Seele ihre Nahrung ziehen konnte. Auch die Erinnerung, der sie lebte, hatte „reine Anklänge, für die,“ so schreibt sie, „die Sprache keine Worte findet. — Heiliges Empfinden, Schwermuth ist mein Genuß, Nacht ist mein Tag, ich forsche nach dem Inhalt der Plagen.“

In dieser Stimmung trat sie in einen innigeren Verkehr mit der Frau v. Laroché, in deren Gesprächen sie reiche Belehrung fand. Sophie v. Laroché war damals nach Schillers Urtheil noch die sanfte, gute, geistvolle Frau, die, zwischen fünfzig und sechzig alt, das Herz eines neunzehnjährigen Mädchens hatte, und da Charlotte in sich „lästigen Schwertsinn und trübe Befangenheit“ entdeckte, hatte sie ihr für die Mittel zu danken, die bösen Geister bannen zu können. Für dies, so wie für die Bekanntschaft mit manchen Personen, die in der Geschichte des Tages und der Literatur erwähnt wurden, bewahrte Charlotte der Frau von Laroché ein dankerfülltes Gemüth,

aus dem sie später noch bekannte: „Sie that mir wohl und unvergeßlich achtend gedenke ich der würdigen Frau.“ Die Familie von Laroche hatte den Winter von 85—86 über ihren Wohnsitz in Manheim aufgeschlagen. Am Namenstage (also wohl im Mai 1786) theilte Charlotte das Familienfest, und bald darauf an Mariä Himmelfahrt sah sie Sophie von Laroche bei sich, als diese mit Juwelen geschmückt mit den Kindern und dem Dheim aus dem Dom vom Hochamt kam. Sie hatte Sophien nie so schön gesehen. Das war aber auch das letzte Mal, daß beide Frauen sich sahen. Die Familie Laroche verließ Manheim und empfahl sich der Zurückbleibenden durch zarte Aufmerksamkeit. Charlotte von Kalb fand am Tage nach dem Besuch „den dunkeln, dunkeln Nelkenstock, weiße Feigen und glührothe Pfirsichen,“ deren Seltenheit und Schönheit sie am Namenstage unter den Geschenken der Frau von Laroche bewundert hatte. Auch ein Brief lag dabei, worin ihr Alle noch ein Wort des Andenkens aussprachen. Charlotte empfand mit stiller Behmuth den Nachhall so milder Gefinnungen. „Wie oft scheidet das Wohl aus dem Leben,“ sagt sie; „was die Erinnerung nicht zu bewahren vermag, ist uns ewig verloren.“ Bei Frau von Laroche lernte sie Bonstetten und Matthiesson kennen. Des ersteren leicht fließende Rede und persönliche Anmuth ließen ihn angenehm erscheinen, dieser erschien ihr scheinbar sanftmüthig, doch besorglich nach Wohlstand strebend. Sie sah mit Beiden Heidelberg, wo auch Jung=Stilling und Minch sich anschlossen. Gastfreundlich nahm sie Jung auf. Im Austausch ihrer Geisteswerke brachten sie

die Tage hin, und als eines Abends die Männer eigene Dichtungen mittheilten, las Jung den Moses vor, den er gedichtet, weil Frau von Kalb ihm gesagt, daß ihr seine Erzählung Josephs besonders gefallen. Matthiesson las „Die Burgruine“ und Hartmann eine Ode auf Augustin. Sie selbst, von den Freunden zu einer Mittheilung aufgefordert, entschloß sich die Geschichte von der dunkeln Melke aufzuschreiben und vorzulesen, auf welche wir später noch einmal zurückkommen werden.

Im Spätherbst 1785 war der Schwager Charlottens, der Präsident v. Kalb und ihr Gatte in Mannheim anwesend, um eine endliche Bestimmung über den zukünftigen Aufenthalt der hohen Frau zu treffen; und da der Gemahl in der Pfalz keine Anstellung gefunden, so war der Grund seines Bleibens gelöst. Er ging in die Garnison zurück, wo er noch ein Jahr blieb, und Frau von Kalb verließ in der Mitte 1786, „nicht gefesselt, nicht zurückblickend“ die Pfalz. Freilich sagte es ihr jeder Weilenzeiger, daß nunmehr die Lüfte rauher, die Früchte herber würden. Die leichte Behaglichkeit, welche sie in jenen Auen gefunden, war dahin. Sie wendete sich in die güldne Aue auf das Landgut ihres Schwagers, und bezog zu Kalbsried mit ihrem Knaben den einen Flügel des Hauses, während der Präsident, von der Sicht gefesselt, in seinen Kammern blieb. In den Wintertagen wanderte Charlotte mit dem Kleinen von 11 — 1 Uhr im Freien, und als der Frühling wieder kam, da verfolgte sie die baumreichen und schattigen Ufer der Helme, die durch den Garten floß, und sich nicht fern dem Orte in reichem und üppigem Wiesengrunde in die Anstut er-

groß. Unterhaltung und Belehrung gewährte überdies eine reiche Büchersammlung, welche Charlotte oft, wenn der dargebotene Stoff wirkliche Erquickung darbot, von Tagesanbruch bis nach Mitternacht unausgesetzt benutzte. Zu historischen Schriften drängte überdem die rasche Lebendigkeit des Knaben, für den, da er in die Belehrungsfähigkeit hineinwuchs, minder vielleicht der geeignete Stoff als wohl mehr die Methode der Gruppierung und Anordnung des Stoffes geschaffen werden mußte; Voltaires, Robertsons, auch Rollins historische Schriften wurden zum Theil jetzt erst kennen gelernt, theils in ihren Eindrücken wieder erneuert; auch Herder trat hier zum ersten Male vor die Seele der hohen Frau, und sie „erkannte die geistige Macht seiner offenbarenden Anschauungen.“

Auch von Schiller kam ihr Gruß und Sendung zu. Sicherlich hatte er selbst mit ihr nach Mannheim correspondirt; die Briefe aber sind verbrannt worden. Ein ewiger Verlust, der um so schmerzhafter zu empfinden ist, weil er uns den Blick in die Klarheit eines Verhältnisses erschwert, welches in dieser Weise vielleicht nur in jener Zeit jenes Jahrhunderts möglich war. Wir stehen noch in Schillers Sturm- und Drangperiode, wie solche ja alle Gemüther, die das Gewöhnliche um eines vollen Scheitels Höhe überragen, durchgemacht haben. Die Schranken des Conventionellen, das Geziemende, wenn man das Hergebrachte so nennen darf, wurde auch durch dieses Verhältniß durchbrochen, das eben dadurch an Gluth und Leidenschaftlichkeit gewann, daß nicht Form der Form, sondern unvermittelt durch die Form die Seele der Seele gegenübertrat.

Was den Verhältnissen dieser Art an Außerlichkeit gebrach, wurde an Innerlichkeit ersetzt. Wohl möglich, daß zu anderen Zeiten weder solche Verhältnisse entstehen können, noch wenn sie entstehen, sich so lauter erhalten können. Aber nur dann, wenn sie sich in dieser sittlichen Höhe erhalten, sind sie der nothwendige Ausdruck einer Entwicklungsphase, durch welche Gott nicht allein das Genie hindurchführt, nicht den einzelnen Menschen, sondern die ganze Menschheit. Für mich ist daher ein solches Verhältniß wie das von Schiller zu Frau von Kalb nicht eine in sich vereinzelt Erscheinung, sondern der höchste Ausdruck jener Richtung, welchen die in ihrer Entwicklung fortschreitende Menschheit des vorigen Jahrhunderts annimmt, indem sie mit urkräftiger Frische hindrängt, die in ihr gekränkte Natur wieder in ihre alten Rechte einzusetzen und die durch Jahrhunderte unterdrückte Gefühlsentwicklung vielleicht gewaltsam nachzuholen.

Schiller, der sich jetzt in Dresden aufhielt, war bereits von Charlottens Plänen, Mannheim zu verlassen, unterrichtet. Der Schauspieler Beck bestätigte in einem Briefe von Ostern 1786 an den Dichter die beschlossene Abreise. Wir erfahren dann aus dem Dezember 1786, daß Schiller seinem Freunde Körner den Auftrag erteilt, ihr das vierte Heft seiner Thalia nach Kalbsried zu senden; und auf einen ausführlicheren brieflichen Verkehr nach Thüringen hin, weist die Äußerung, die der Dichter in einem Briefe vom 30. Dez. 1786 thut: „Von Charlotten habe ich noch keine Nachricht erhalten. Ich erwarte sie alle Tage, was dann auch entscheiden wird, ob und wann ich sie besuche;“ und

vorher, wo er von dem ihm nothwendig gewordenen Umgange mit Körners spricht, sagt er: „Ich hoffe, daß meine Wünsche — in Kalbsried — einige Zeit länger unentschieden bleiben werden.“ Liegt hierin schon der Inhalt der Correspondenz angedeutet, so läßt sich Charlotte noch entschiedener über denselben aus, indem sie schreibt: „So erhielt ich Briefe aus D(resden), darin war die Sprache der Unbefangenheit, wie das Gemüth sie nur mittheilen möchte einem Wesen, das auf der Bahn des Lebens wir nie zu verlassen gedenken. In der Nähe wünschte F. einige Monate zu sein, um dann in Jena und Weimar für fernere Zukunft zu wirken. Ich konnte — ich durfte nicht dazu rathen, meinte aber, er möchte nach Jena eilen, um zu hören, oder Vorlesungen zu halten. Er war noch unschlüssig, ob er das Studium der Geschichte oder Arznei-Wissenschaft wählen solle. Im Februar (1787) schrieb er mir darüber, weilte aber noch in D., wo dann ein leidenschaftlicher Einfluß, der Andern unheimlich schien, ihn erfaßte.“ Die Ablehnung Charlottens, Schillern in Kalbsried zu sehen, mochte selbst wohl erst nach Neujahr an ihn abgegangen sein, denn noch unter dem 5. Januar 1787 schrieb er an Körner: „Von Charlotte habe ich noch keine Antwort, und das kommt wahrscheinlich daher, weil meine Briefe an sie vierzehn Tage unterwegs bleiben.“ Endlich aus dem April konnte er Grüße von ihr an Körnern sagen, und von ihrer Absicht sprechen, einige Monate in Weimar zuzubringen. Auch hatte sie ihm einen jungen Schweizer, einen Landschaftszeichner, empfohlen.

Während ihres Aufenthaltes in Kalbsried hatte aber

neben diesen freundlichen Beziehungen, in welchen Frau von Kalb zu neuen und alten Freunden verblieb, sie auch manche Sorgen zu bekämpfen und manches Leid durchzumachen. Eine hitzige Epidemie wüthete in der Umgegend, ihre beiden Frauen erkrankten und sie selbst machte an ihrem Augenlicht und ihrer Sehkraft die traurigste Erfahrung. Daß sie kurzsichtig war, hatte sie schon längst bemerkt, hier aber, nachdem sie die Augen durch Lesen und Nachtwachen übermäßig angestrengt, entdeckte sie eines Morgens, als sie wieder ein Buch zur Hand nahm, wie sich ein Schatten über das Papier hinergoß, die Zeilen sich zu vollkommener Unterscheidungslosigkeit verwirrten. Sie entdeckte ferner, wie sie nur mit dem linken Auge gesehen und das rechte nur einen Schein des Lichtes bewahrt habe. Sie entsagte dem Bücherleben, und doch fand sie in ihrer einsamen Dämmerung Ruhe und Frieden, dagegen in dem ihr gebotenen Umgang Zwielicht und Verwirrung. Die sieben Monate ihres Aufenthaltes in der goldenen Aue verstrichen für sie „wie ein flaches Gefilde ohne Unterbrechung.“ Sie hatten für die Erinnerung den friedsamsten Gehalt von denen, die sie in Thüringen zubrachte. Der Präsident von Kalb, der von dem zunehmenden Augenleiden seiner Schwägerin gehört hatte, und selbst durch sein Leiden an das Bett gefesselt war, vermittelte für Frau von Kalb einen auf Monate bestimmten Aufenthalt bei Frau von Uchtritz in Gotha, welche mit derselben bereits in Franken in Berührung getreten war. Der freundlichen Einladung gab Charlotte um so bereitwilliger nach, je mehr sie für sich unter ärztlicher Be-

handlung Hülfe und für die genesende Dienerin Stärkung hoffen durfte. Im April 1787 verließ sie die noch mit Schnee bedeckte goldene Aue, und ging nach Gotha, allerdings in jener tiefen Wehmuth, ohne eigentliche Heimath zu sein, aber doch angeregt durch die Neuheit der Verhältnisse, in welche sie trat. Sie lernte hier Gotter kennen, der als Geheimer Secretär damals in seiner Geburtsstadt lebte und für die Bühne und deren Aufnahme freilich nicht im nationalen Sinne aber doch mit Mührigkeit und Talent wirkte. Er gefiel zu jenen Zeiten durch den Vortrag seiner eigenen und fremder Producte, obschon er für den oft schwülstigen Schwung unserer damals noch jungen Poesie keine Empfindung, sondern nur Hohn und Spott hatte. Und vielleicht trat er damit der Empfindung der Frau von Kalb oft zu nahe, die an die jugendlich einherstürmende Muse Schillers gewöhnt, ihm und Leuten seiner Art ein: „Höbnet solche Flamme nicht,“ entgegenruft, „denn wer wird sie später lichtreicher erkennen, wenn sie in der Jugend nicht schon geahnet wird.“ Auch mit Frau von Buchwald wurde sie bekannt, deren in manchen Memoiren jener Zeit preisend gedacht ist. Von ihr erfuhr auch Charlotte unter Anderem, daß ein jüngerer Bruder der Frau v. Buchwald für sie in jüngeren Jahren eine warme Liebe empfunden. Derselbe wurde später Rittershauptmann des Cantons Rhön und Werra, und endete, wenn anders sein berühmter Arzt, Weigand in Heilbronn, sein Leiden richtig erkannt, an Gift, welches von seinen Gegnern ihm beigebracht war. Noch in der

Agonie bewahrte er seine treuen Gesinnungen gegen Charlotten.

Ruhig waren in diesem Verkehr einige Monate verstrichen, als Frau von Kalb, um den Augen eine bedeutendere Hülfe zu gewähren, als ihnen in Gotha zu Theil werden konnte, nach Weimar ging. Sie bezog eine Wohnung, in welcher auch Wielands Tochter, Sophie Reinhold, wohnte. Charlotte konnte es als ein freundliches Geschick preisen, daß sie mit dieser Frau leicht erregbaren Gemüthes und angenehm lebendiger Erzählungsgabe in ein näheres Verhältniß treten konnte, welches durch einen Brief der Frau von Laroché eingeleitet wurde, den Frau Reinhold an Charlotte von Kalb überbrachte. Durch die Tochter wurde diese auch in Wielands Hause bekannt, und als die Reinholds nach Jena gezogen waren, machte sie wohl dann und wann mit Wieland selbst einige kleine Reisen dorthin und auch nach Erfurt, bei welchen Gelegenheiten derselbe dann die Gewohnheit hatte, Projecte zu neuen philosophischen Romanen ihr mitzutheilen, für welche der berühmte Mann einer gespannten Aufmerksamkeit und lebhaften Theilnahme gewiß war. Auch Reinhold, der früher Mönch gewesen war, und mit einer gewissen Wärme und Begeisterung von diesem erhöhten Moment jener Lebenszeit sprach, erregte ihr warmes Interesse. Für das Augenleiden fand Charlotte von Kalb bei Hufeland, der von Göttingen in seine Vaterstadt zurückgekehrt war, erwünschte Hülfe. Bis zum Jahre 1804 genoß sie seiner ernstern und nachdrücklichen Behandlung. Wie sie denn aber den Umfang ihrer Leiden nicht ahnte und ihr die Ge-

fahr, in der ihre Augen schwebten, schonend verheimlicht wurde, so genoß sie das reiche Leben, welches ihr in Weimar dargeboten wurde, mit vollen Zügen. Sie trat in den Kreis jener hohen Geister ein, welche die Träger der Zeitentwicklung in Deutschland waren. Von der liebenswürdigen Frau v. Schardt, einer gebornen v. Bernsdorf, welche manchen herben Schmerz, manche bittere Erfahrung unter der feinen Grazie der Schalkhaftigkeit verbarg, wurde sie der Frau v. Stein, sobald diese im Spätsommer, während dessen die Hoheiten noch in den Bädern weilten, von Kochberg zurückgekehrt war, von Neuem bekannt gemacht. Schon vor zehn Jahren hatten sie sich in Meiningen gesehen, und Frau von Kalb trug noch die ersten Eindrücke, die jene damals im weißen Taffigewande, eine dunkle Rose im braunen Haar, von einem Blondenschleier fast verdeckt, auf sie machte, in frischer Erinnerung. Ja, sie hatte damals in Meiningen sich selbst Rosaschuhfertigen lassen, weil sie jene so gut kleideten. Freilich war Frau von Stein nun wohl verändert, aber der Schein des Glückes war über sie ausgegossen, und die ruhige Gleichmäßigkeit lag in ihren Bewegungen, wie auch ihre Rede ohne Betonung eben dahinfloß. Von Göthe wußte sie vieles zu erzählen, damals noch Ungedrucktes kam zur Mittheilung, und Charlotte von Kalb betrauerte in später Zeit nur das vielfältige Vergessen und Verlieren aus der Erinnerung, zu dem sie kam, weil sie nicht, wie so viele Andere, ein Tagebuch führte. Auch in Briefe erhielt sie Einsicht, deren einer von Göthe an Wieland gerichtet ein Geständniß enthielt, dessen Frau von Kalb sich noch im

Alter erinnerte. Er sagt von Frau von Stein: „Ich kann mir die Bedeutsamkeit — die Macht, die diese Frau über mich hat, anders nicht erklären, als durch die Seelenwanderung. — Ja, wir waren einst Mann und Weib! — Nun wissen wir von uns, verhüllt, in Geisterdust. — Ich habe keinen Namen für uns: — die Vergangenheit — die Zukunft — das All!“*) —

Auch Herdern lernte Charlotte kennen. Sie fand ihn, wie sie ihn aus seinen Werken sich gedacht hatte. „Seine persönliche Erscheinung entsprach dem Gewicht und der Anmuth seiner literarischen Wesenheit. Beredtsamkeit war in seiner Macht durch schwülstige Rede nie entweiht, und seine Predigten gleich dem Psalter, mächtig glühendes Feuer der Andacht.“ Häufig hörte sie dieselben und empfand ihre Würde und die Kraft der Überzeugung. Sie fühlte es wohl, wie er es in diesen verstand, „das Leben zu erwecken und die ewige Pilgerschaft zu erhellen.“ Er reichte das Manna zu dieser Wanderschaft. Auf einer Partie nach Tiefurt zu einem Landsitze der verwittweten Herzogin Amalia sah sie ihn und seine Gattin zuerst. Sein Gruß war mild und seine Art, mit Menschen zu verkehren, lösete leicht das Geständniß der Gesinnungen. Dankbar erkannte Charlotte es an, wie er den Ausdruck

*) Dasselbe sagt Göthe in einem Gedicht, welches er am Sonntag den 14. April 1776 an Frau von Stein sendet:

Sag', was will das Schicksal uns bereiten?

Sag', wie band es uns so rein genau?

Ach du warst in abgelebten Zeiten

Meine Schwester oder meine Frau.

derselben stets gern und duldsam entgegengenommen. Der Blick in seine reiche und tiefe Seele war ihr gegönnt; sie „sah — was sie noch nie erblickt — die Leiden derer, die sich tieferen Forschungen geweiht.“ Ja sie erklärt, daß die erhabenste Anschauung und Freude ihr nicht geworden wäre, wenn sie seiner Gegenwart sich nicht erfreut — Ihn nicht vernommen hätte. Rührend ist es, zu sehen, wie es ihr darum zu thun ist, ihre Gesinnungen gegen den würdigen Mann zu vererben. Sie ruft der Nachwelt zu: „Sammelt bei Ihm, und Ihr werdet unendlich mehr finden, als in dem Triebsand der Zeit.“ — Der Verkehr zwischen ihr und Herders war denn auch bei so aufrichtiger Verehrung, mit welcher Charlotte dem edlen Manne zugethan war, ein innerer und inniger. Sie war viel sowohl mit Andern als allein in seinem Hause, und in ihrem bescheidenen Sinne freuete sie sich, daß er sie hat „dulden“ wollen. Später hat Frau von Kalb ihn gastlich in Kalbsried aufgenommen, und Zeugniß ihrer herzlichsten Beziehungen zu Gottfr. Herder mag auch sein, daß sie seinen 1790 gebornen Sohn in Gemeinschaft mit der Herzogin Amalia aus der Taufe gehoben hat.

So sehr auch Frau von Kalb in dem Kreise dieser Personen, der später noch durch manche hervorragende Erscheinung vergrößert ward, sich mannichfach angeregt fühlen mochte, sie erkannte doch, daß sie in ihrem Inneren anderen Zeiten angehöre, und daß ihr hier nicht ernstes Wohl noch Friede beschieden sei. Sie gehörte noch nicht zu denen, die den Kampf des Lebens hinter sich hatten und mit der Ruhe eines überlegenden Geistes auf eine gewal-

tig durchlebte Vergangenheit zurückblicken mögen. Sie stand noch so in dem gewaltigen Drängen ihrer Seelenkräfte mitten inne, daß sie sich fremd fühlen mußte in dem Verkehr mit allen denen, die das bereits gewesen waren, was sie jetzt war, und die sich aus der Periode des Sturmes und des Dranges zu lichtvoller und klarer Ruhe ihrer Erscheinung und sogar ihrer Empfindung hindurchgekämpft hatten. Die Weimaraner waren ihr im Jahr 1787 um eine ganze Entwicklungsperiode ebenso weit voraus, als Göthe dazumal noch dem Fr. Schiller; der ganze Ton der Gesellschaft war kritisirend, mehr abweisend als entgegenkommend. Charlotte v. Kalb mochte darum wohl denjenigen, der viel Genossen findet, nicht reicher aber gefesselter und in seiner Vollendung aufgehalten und verzögert nennen. Und gerade jetzt, wie nie, fühlte sie es: „Dem Weibe vor Allem ist die Einsamkeit noth, da allein findet sie den Frieden in sehnsuchtsloser Gegenwart. „„In der Welt habt Ihr Schmach!““ Dieses Wort ist besonders für das Weib ausgesprochen.“ Wie oft wurde Charlotte von dem unheimlichen Gefühle bedrängt, daß die Commune der Gesellschaft schaal, leer und wohl verächtlich sei, und ein melancholischer Ernst, der in ihr erwachsen, empfand sich heftiger in so unharmonischem Geräusch. Vielleicht in dieser Empfindung ergriff sie auch die Gelegenheit, welche sich ihr bot, von Weimar aus längere Ausflüge in nahe gelegene sächsische und thüringische Gebiete zu machen. Sie ging nach Coburg zu Befreundeten und Verwandten; sie war in Rudolstadt, um von dort ein Fräulein von Örtel nach Weimar mit zurückzuführen, welches sich zum Besuche

bei Fräulein von Lengefeld aufhielt. Hier kam Charlotte von Kalb mit den Lengefelds in nähere Beziehung, ohne zu ahnen, wie nahe Charlotte v. Lengefeld dem Dichter treten würde, an dessen Fortschritt und Gedeihen Frau von Kalb den innigsten Theil nahm. Die jugendliche Natur des geistreichen Mädchens ergriff sie tief, und die liebevolle Güte von Caroline von Benlwik, nachmals verehelichten von Wolzogen, war dieselbe geblieben, wie sie solche schon früher in Meiningen hatte kennen gelernt. Spät Abends erst kam Frau von Kalb nach Weimar zurück. Einige Briefe, wie es ihr schien, drei, und darunter einer aus Dresden von Schiller wurden ihr übergeben. Sie war zu ermüdet, als daß sie sich dem ruhigen Genuß der herzlichen Mittheilung hätte hingeben können; sie legte sie aus der Hand. Am anderen Morgen griff sie mit einer lebhaften Begierde nach den Briefen; aber anstatt der drei fand sie nur zwei, gerade der aus Dresden fehlte. War es ein Traum, der ihr gerade den dritten vorgespiegelt? Fragen mochte und konnte sie nicht nach demselben; er ist und war verschwunden.

Am 21. Juli 1787 sah Charlotte Schiller in Weimar wieder. Von dieser Zusammenkunft schreibt Schiller an Körner: „Unser erstes Wiedersehen hatte so viel Gepreßtes, Betäubendes, daß mir's unmöglich fällt, es Euch zu beschreiben. Charlotte ist sich ganz gleich geblieben, bis auf wenige Spuren von Kränklichkeit, die der Paroxysmus der Erwartung und des Wiedersehens für diesen Abend aber verlöschte, und die ich erst heute bemerken kann. Sonderbar war es, daß ich mich schon in der

ersten Stunde unseres Beisammenseins nicht anders fühlte, als hätte ich sie erst gestern verlassen: so einheimisch war mir alles an ihr, so schnell knüpfte sich jeder zerrissene Faden unseres Umganges wieder an.“ — Schiller brachte den folgenden ganzen Tag, Sonntag den 22. Juli bei ihr zu. Er lernte daselbst schon einige der Weimar'schen Heroen und Heroinen kennen. Er gedenkt selbst eines Grafen Solms und der Frau von Imhof, einer Schwester der Frau von Stein, welche sogar die Bereitwilligkeit hatte, sich für ihn nach einem Quartier umzusehen. Ueber Frau von Kalb läßt sich aber der Dichter selbst noch folgender Maassen aus: „Charlotte ist eine große sonderbare weibliche Seele, ein wirkliches Studium für mich, die einem größern Geist, als der meinige ist, zu schaffen geben kann. Mit jedem Fortschritt unseres Umganges entdeckte ich neue Erscheinungen in ihr, die mich, wie schöne Partien in einer weiten Landschaft, überraschen und entzücken. Mehr als jemals bin ich jetzt begierig, wie dieser Geist auf den Eurigen wirken wird. Herr von Kalb und sein Bruder werden im September eintreffen, und Charlotte hat alle Hoffnung, daß unsere Vereinigung im Oktober zu Stande kommen wird. Aus einer kleinen Bosheit vermeidet sie deswegen auch, in Weimar die geringste Einrichtung für häusliche Bequemlichkeit zu machen, daß ihn die Armseligkeit weg nach Dresden treiben soll. Sind wir einmal da, so läßt man Euch für das Weitere sorgen. Die Situation des Herrn v. Kalb am Zweibrück'schen Hofe, wo er eine Carriere machen dürfte, wenn der Churfürst von der Pfalz sterben sollte, läßt sie vielleicht

zehn bis fünfzehn Jahre über ihren Aufenthalt frei gebieten.“

„Von dem kleinen Friß habe ich Euch noch nichts gesagt. Es ist ein liebes Kind aus ihm geworden, das mir viele Freude macht; er wird recht gut behandelt und hat schon sehr viele Züge von Güte und Gehorsam gezeigt. Charlotte geht wenig in Gesellschaft, wird aber nunmehr in diesem Punkt eine Veränderung treffen.“

Seine freie Zeit brachte Schiller in der Gesellschaft der Frau v. Kalb zu; mit ihr ging er spazieren, sie schaffte ihm einen Bedienten, half für seine häusliche Einrichtung mit weiblich zarter Geschäftigkeit Sorge tragen und machte ihn mit Personen und Zuständen, und mit den Formen, sich in beide zu schicken, bekannt. Beide machten aus ihrem Freundschafts-Verhältniß, von welchem schon früher in Weimar Manches gesprochen zu sein schien, kein Geheimniß, und die Gesellschaft hatte auch Rückhaltung genug, dem Austausch ihrer Geister sich nicht störend aufzudrängen. Charlotte gewann eine Seelenheiterkeit, die bis zum Muthwillen ging, und ihre Lebhaftigkeit ergriff auch den Dichter, der sich von neuem unter den Strahlen ihres Geistes warm werden und zu frischem Frühlingaleben erwachen fühlte. Leicht und bequem fand er sich, von ihr ermuntert und ermutigt, in das ihm fremde Gebiet der höfischen Form; die sittliche Natur aber, die ihn trug und hob, gab ihm bald die Zuversicht und das Vertrauen, nicht anders sich zeigen zu dürfen, als er wirklich war, und wo er anzustoßen schien, half Charlotte von Kalb mit sicherem Gefühl für das Schickliche nach, die auch wohl, um ihm

die Erwerbung der gesellschaftlichen Formen zu erleichtern, ihn in manche höfische Gesellschaft mit sich führte. Vor Allem aber dankte er ihr, daß Herder sich freundlich für ihn erklärte und ihm gewonnen wurde. Durch sie wurde er auch in Weimar der Sophie Reinhold bekannt, und noch in demselben Monate begleitete er diese mit Charlotten nach Jena zurück. Charlotte fuhr indeß denselben Abend wieder nach Weimar. Schiller jedoch blieb sechs Tage dort und ward dann von Frau v. Kalb wieder abgeholt, welche den letzten Abend in Jena mit ihm in angenehmer Gesellschaft bei Griesbach zubrachte. Gern sah ihn die Herzogin Amalie und hatte die feine Aufmerksamkeit, in zarter Berücksichtigung seines Verhältnisses zu Frau von Kalb auch diese an manchen Abenden zu sich nach Tiefurt zu bescheiden. So am 28. Jul. und an anderen Tagen 1787. In stilleren Stunden hörte Charlotte seinen Carlos, der auf sie, zumal in den Scenen, welche nach Schillers eigener Aussage auf sie gleichsam berechnet waren, erstaunlich viel Wirkung machte. Sie war aber leidend; und bei ihrer Kränklichkeit und Schwäche konnten solche Stunden gemeinsamen Genusses sich nur seltener finden, weil es Charlotten öfters an Sammlung des Geistes und an Sinn für die Beschäftigung gebrach. Manches faßte sie daher auch beim ersten Lesen nicht ganz. Dagegen trat sie auch mit Körners durch Briefe in eine nähere Beziehung, die schon vorbereitet war durch Schillers mannichfaltige Berichte über Charlotte und durch ihren anerkannten Einfluß auf die poetische Gestaltung seines Don Carlos. So schreibt denn Schiller

unter dem 8. August 1787: „Kannst Du mir glauben, lieber Körner, daß es mir schwer — ja beinahe unmöglich fällt, Euch über Charlotten zu schreiben? Und ich kann Dir nicht einmal sagen, warum? Unser Verhältniß ist — wenn Du diesen Ausdruck verstehen kannst — ist, wie die geoffenbarte Religion, auf den Glauben gestützt. Die Resultate langer Prüfungen, langsamer Fortschritte des menschlichen Geistes sind bei dieser auf eine mythische Weise avancirt, weil die Vernunft zu langsam dahin gelangt sein würde. Derselbe Fall ist mit Charlotten und mir. Wir haben mit der Ahnung des Resultates angefangen und müssen jetzt unsere Religion durch den Verstand untersuchen und befestigen. Hier wie dort zeigen sich also nothwendig alle Epochen des Fanatismus, Scepticismus, des Aberglaubens und Unglaubens, und dann wahrscheinlich am Ende ein reiner und billiger Vernunftglaube, der der alleinseligmachende ist. Es ist mir wahrscheinlich, daß der Keim einer unerschütterlichen Freundschaft in uns Beiden vorhanden ist, aber er wartet noch auf seine Entwicklung. In Charlottens Gemüth ist übrigens mehr Einheit, als in dem meinigen, wenn sie schon wandelbarer in ihren Launen und Stimmungen ist. Lange Einsamkeit und ein eigensinniger Gang ihres Wesens haben mein Bild in ihrer Seele tiefer und fester gegründet, als bei mir der Fall sein konnte mit dem ihrigen.“

„Ich habe Dir nicht geschrieben, welche sonderbare Folge meine Erscheinung auf sie gehabt hat. Vieles, was sie vorbereitete, kann ich jetzt auch nicht wohl schreiben. Sie hat mich mit einer heftigen, bangen Ungeduld erwartet.

Mein letzter Brief, der ihr meine Ankunft gewiß versicherte, setzte sie in eine Unruhe, die auf ihre Gesundheit wirkte. Ihre Seele hing nur noch an diesem Gedanken — und als sie mich hatte, war ihre Empfänglichkeit für Freude dahin. Ein langes Harren hatte sie erschöpft, und Freude wirkte bei ihr Lähmung. Sie war fünf, sechs Tage nach der ersten Woche meines Hierseins fast jedem Gefühle abgestorben, nur diese Empfindung dieser Dummheit blieb ihr, und machte sie elend. Ihr Dasein war nur noch durch convulsivische Spannungen des Augenblicks hingehalten. Du kannst urtheilen, wie mir in dieser Zeit hier zu Ruthe war. Ihre Krankheit, ihre Stimmung und dann die Spannung, die ich hierher brachte, die Aufforderung, die ich hier hatte! Jetzt fängt sie an, sich zu erholen, ihre Gesundheit stellt sich wieder her, und ihr Geist wird freier. Jetzt erst können wir einander etwas sein. Aber noch genießen wir uns nicht in einem zweckmäßigen Lebensplan, wie ich mir versprochen hatte. Alles ist nur Zurüstung für die Zukunft. Jetzt erwarte ich mit Ungeduld eine Antwort von ihrem Mann auf einen wichtigen Brief, den ich ihm geschrieben.“ Während Schiller sich auf diese Weise über seine Stellung zu Charlotten äußert, finden wir in ihren Memoiren nur Erinnerungen an einige Gespräche, welche sie mit dem Freunde ihrer Seele geführt. „Ich habe Sie nicht gesehen,“ sagte er, als er sie in Weimar wiedersah, „auch keine Kunde von Ihnen vernommen, denn der Name ist uns heilig, wir mögen ihn nicht ansprechen vor den Gleichgültigen. So ist mir manches verborgen geblieben. Noch habe ich bisher gesehnt

zu fragen, ob Sie einen Brief, den ich im Juni aus Dresden abgeschickt, erhalten haben? Eine Antwort darauf habe ich nicht empfangen.“ Charlotte war betroffen, ihr wurde es nun klar, daß sie nicht im Traume den dritten Brief an jenem Abend gesehen, als sie von Rudolstadt nach Weimar zurückkehrte, klar aber auch, daß ihr der Brief entrückt worden sei. „Es ist mir leid,“ sprach Schiller, „denn unmöglich könnte ich wiederholen, was ich dazumal meinte, Ihnen sagen zu müssen.“

Anderer Verkehr ist von Schiller in seinen Briefen an Körner angedeutet. Am 28. August 1787 feierte Charlotte in Schillers Gesellschaft den Geburtstag von Göthe, wozu Herr von Knebel in dessen Garten eingeladen hatte. An demselben Tage begegneten Beide auch der jungen Herzogin Luise, von welcher Frau von Kalb eine ausgezeichnete, in großem Stil angelegte Charakteristik in ihren Memoiren entwirft.

„Am Bedeutendsten war uns Beiden unter den Frauen die Herzogin Luise. Ich kann den wiederholten Eindruck ihrer Persönlichkeit und die Wahrnehmung ihres Verhaltens in ihrer Zeit nur bezeichnen mit dem Ausdruck: „Sie war eine plastische Natur!“ Viele nahen ihr mit ehrfurchtsvollem Zutrauen. — Selbsterwählter Haltung — die in sich keinen Wechsel noch Affecte duldet, die selbst die Klage des Schmerzes der Natur verbietet — ein solches Wesen ist auch gerecht in der Beurtheilung Anderer — denn es weiß wohl: würde ich mein Gesetz verletzen, so wäre ich wie sie! Stets ebenmäßig, unbefangen, frei wie die Jungfräulichkeit, unzugänglich jeder kleinlichen Ansicht.

In ihrer Nähe zu sein war uns Freude, denn Jedes weiß gern, wo Keines, durch Zwang gefesselt, besonnen sein Schärfelein mittheilt und reichen Gewinnst empfängt. In solchem Verein spielend, ziehen minder oder mehr die bunten Fäden der Anmuth und Güte, durch gefälligen Sinn bewacht; denn mit schnödem Sinn und kaltem Spähen findest du nie einen heitern Tag.“

„Behagliche Würdigkeit, dieses Wort bezeichnet vor Allem die Herzogin Luise; doch was bedarf es zu dem Glück, einer solchen Persönlichkeit nahe zu sein, die reine Anschauung ihrer Wesenheit zu gewinnen? Das Erkennen einer ächt weiblichen erhabenen Bildung, rein und hell mußte das Gemüth sein, welches ihren Werth, die Gaben ihres Geistes zu würdigen fähig. Stets gleichmäßigen Sinnes konnten wir jeden Muth für sie gewinnen, nur nicht den Muth der Freudigkeit. Könnte es mir gegeben sein, die Anschauung dieser Fürstin zu erwecken.“

„Man hätte ihr vielleicht Indifferenz zugeschrieben, aber wer über Personen und Handlungen selbst mit ihr sprechen konnte, fühlte wohl, daß sie eine klare Anschauung der Zustände und Verhältnisse in sich gebildet hatte. So war sie auch mit Keinem ihrer Umgebung im Widerstreit, weil ihr die Verschiedenheit der Ansichten bedingt schien. Geru red' ich von dieser Fürstin, denn was Verehrung und Liebe zu denken vermag, stößte sie mir ein, — die Harmonie des Ernstes und der Güte ist der Genius, der uns bei ihrem Andenken beseelt.“

Der Verkehr mit Schiller wurde unabweißbare Gewohnheit. Da er unter dem 11. Sept. 1787 den Verlauf

seiner Tage schildert, schreibt er: „Jetzt gehe ich sehr wenig aus; Tags zweimal zu Charlotten u. s. w.“ Bei Frau v. Imhof und bei ihr bringt er seine Abende zu, und da liest die Schröder ihm und ihr Göthes Iphigenia vor in jener ersten Gestalt, wie sie von Stahr in Oldenburg ist herausgegeben worden. Größeren Gesellschaften entzog er sich gern, um nur mit Charlotten verkehren zu können, und doch denkt er an eine Verbindung mit Wielands jüngster Tochter, wenn anders Körners den Handel ebenso vernünftig finden sollten, wie er. Charlotte von Kalb weiß von diesem Monologe seiner Vernunft nichts.

Während auf diese Weise der Sommer und Herbst dahingebraucht wurde, hatte Heinrich v. Kalb an Schiller geschrieben, und seine Ankunft in Weimar für den September angesagt. Widrige Proceßsachen machten dieselbe nothwendig. Schiller erwartete von der Anwesenheit des Herrn von Kalb eine Wendung seines Geschickes insofern, als der Aufenthalt Charlottens geändert werden konnte. Dankbar erkennt Schiller die unveränderte Freundschaft des Majors an, welche um so mehr zu bewundern sei, da er seine Frau liebe und Schillers Verhältniß zu derselben kenne. Ob aber seine Billigkeit und Stärke dem Gerede der müßigen Menge und ihrer Threnbläserei werde gewachsen sein, das stehe in Frage, denn wenn auch der Glaube an seine Frau niemals bei ihm wanken werde, so habe er doch ein empfindliches Ohr für die zischelnde Welt, die ein Mal nicht im Stande ist, derartig reine Verhältnisse in ihrer Wesenheit zu erfassen und zu

verstehen. Im August desselben Jahres ist der Entschluß des Ehepaars schon feststehend, da Herr von Kalb über Meiningen reiset, in jenen Gegenden zusammenzutreffen und einſtweilen ſich gemeinſam niederzulassen. Doch war Heinrich von Kalb noch im Oktober nicht in Thüringen, und ehe Schiller ihn nicht gesehen, wollte, ja durfte er auch nicht Weimar verlassen, wozu er eigentlich von den Dresdenern gedrängt wurde. Endlich um die Mitte November 1787 kam Herr von Kalb nach Kalbſried und dahin reiſete auch Frau Charlotte ab, um in acht Tagen mit dem Gemahl nach Weimar zurückzukehren. Schiller benutzte die Zeit ihrer Abwesenheit, nach Meiningen zu gehen, dorthin hatte ihn ſeine Schwester, die Gattin des Bibliothekars Reinhardt, und Frau von Wolzogen geladen. Zwischen dieſem Besuche und dem Flüchtlingsaufenthalt in Bauerbach lag ein Zeitraum von fünf Jahren. Wie reich aber hatte er dieſen durchlebt und wie innerlich geändert betrat er den ihm heiligen Boden. Die Freundschaft mit den Körners, die Leiden und Freuden in Mannheim, Charlotte, Weimar, also wie er es ſelbſt nennt „eine ganze Epoche ſeines Denkens“ hatte ſich in die fünf Jahre hineingedrängt, kein Wunder daher, daß ihm kein Platz ſeiner ſtillen Freuden mehr zuſagte. Jene Magie, fand er, wie weggeblasen.

Als Schiller von ſeinem Aufenthalte in Meiningen nach Weimar im Anfange des December zurückkam, fand er Charlotte v. Kalb und ihren Gemahl dort wieder. „Er iſt ganz der alte,“ ſchreibt er unter dem 8. Dec. 1787 an Körner, „wie ich aus dem erſten Anblick urtheilen

konnte; denn ich habe ihn nur einmal gesprochen. Sie ist gesund und sehr aufgeweckt.“ Indessen fühlte sich Schiller doch dem Gatten Charlottens gegenüber nicht frei, denn er setzt diesem Bericht eine Bemerkung hinzu, und zwar in Klammern, weil sie die Frauen des Körner'schen Hauses nicht lesen sollen: „Ich weiß nicht, ob die Gegenwart des Mannes mich lassen wird, wie ich bin. Ich fühle in mir schon einige Veränderung, die weiter gehen kann.“ — Er besuchte jetzt das Wieland'sche Haus sehr häufig.

Diese Veränderung war freilich bedingt durch den ganzen Gang seiner inneren Bildung. Charlotte v. Kalb gehört ebenso der Zeit stürmischer, titanisch-ausgreifender Gewalt des Dichtens an, wie Charlotte v. Lengefeld der beruhigten Periode, in die Schiller durch die maasvolle Würde und edel-ruhige Form des Antiken, dessen Studium er namentlich auf Wielands Antrieb begonnen hatte, versetzt war. Charlotte v. Kalb war in jener ersten Entwicklungsphase Schillers der Genius, der die überfluthenden Wogen der Empfindung Schillers zu beschwören und zu sänstigen wußte. Wieland erkennt in seinen ersten Werken, welche dem Don Carlos vorangehen, starke Zeichnung, große und weitläufige Compositionen, ein lebhaftes Colorit lobend an, aber er vermißt Correction, Reinheit, Geschmack, ebenso wie Delicateffe und Feinheit. Schiller meint, daß sein Don Carlos ihm beweisen werde, daß er diesen mangelnden Attributen näher gekommen sei. Und an dieser Stelle ganz besonders suche ich den Einfluß und das Verdienst von Charlotte

v. Kalb auf den Dichter. Schiller preiset an ihr selbst die affectlose Ruhe, die Beherrschung der innersten Bewegungen; sie leitet ihn in die Welt und giebt ihm die Kunst, sich mit Maaß zu bewegen, Menschen zu beobachten und sich fremder Art und Weise mehr anzufügen; sie lehrt ihn, die Berechtigung Anderer, anders sein zu dürfen, als er selbst in seinem Sinne zugeben möchte, anzuerkennen und Duldsamkeit zu üben. Ihre schöne Aufgabe dem Dichter gegenüber war also die, sein Feuer zu läutern und zu einer mild wärmenden Flamme zu sänstigen. Durch sie lernte er erst den Adel und der Seele wahre Hoheit kennen, die sich schöner und herrlicher in der Entsagung und in der Bewältigung des um sich greifenden Willens bekundet, als in der gigantischen Kraft, historisch berechtigte Erscheinungen gering zu achten oder gar als hemmende Schranken zu überrennen. Durch die ganze Zeit des innigen Verkehrs mit Charlotte geht die Ausarbeitung des Don Carlos hindurch, und wie er allmählig hineinwuchs in das schönere Maaß und in die Harmonie der Empfindungen, und wie er allmählig sich hob zu der plastischen Ruhe des Ausdrucks, so zeigt er nur, wie je länger, je mehr er die Einwirkung Charlottens in sich aufnahm und in sich verarbeitete. Gerade auch darum hat der Don Carlos die wunderbare Ungleichheit in der Behandlung, die durch keine Feile späterer Zeit hat getilgt werden können; darum verräth er in seiner Anlage einen allmählig sich erweiternden Gesichtskreis des Dichters, der unter der Arbeit selbst ein Familiendrama zu einer historischen Tragödie erhebt, und über einen zweiten leidenschaftslosen Helden voll philosophischer

Tiefe und Ruhe den ersten leidenschaftlichen vergißt, der nur durch sein edles Feuer und sein unglückliches Loos einiger Beachtung werth erscheint.

Den Winter von 1787—1788 verlebte Schiller unter ernstern Studien. Charlotte führte den Weimar'schen Kreisen ihren vielseitig gebildeten Gemahl zu, so daß sie den Dichter nur drei-, höchstens viermal wöchentlich sah, um ihm dann mit freundlichem Wort auch über die hypochondrischen Stimmungen hinwegzuhelfen, in denen er selbst erklärte, daß er für die Kräfte seines Geistes fürchte. Übergangsperioden, in denen man alten Formen des Daseins entwächst, ohne daß man neue ganz zu beherrschen weiß, erzeugen solche Stimmungen. Kämpfe, die man nur mit sich und allein durch- und zu Ende kämpfen kann, geben die Empfindung des abgeschiedenen Alleinseins und erzeugen die Sehnsucht nach Hülfe und Ergänzung. Darum schließen sich auf solchen Entwicklungsstufen leicht Freundschaftsbündnisse und innigste Verbindungen für das Leben. Nach einer solchen trachtete der Dichter. In diese Winterszeit des Jahres 1787 fällt auch ein gemeinsames Wahl, welches Schiller mit Wilhelm von Wolzogen bei Kalb's einnahm. Unter dem 20. Dec. 1787 schreibt er von demselben aus Weimar an Frau v. Wolzogen. Von der gepflogenen Unterhaltung schreibt er indeß nichts, sondern verweist auf die zu erwartende mündliche Mittheilung ihres Sohnes.

Inzwischen hatte der Präsident von Kalb die Güter und Finanzen der Familie verwaltet und sicherlich nicht mit so viel Glück als er an Anstrengung und Sorge zur

glücklichen Gestaltung der Verhältnisse aufwendete. Die Güter, welche die Marschalke von Ostheim besessen hatten, gingen bei den mannichfachen Versuchen, durch kleinere Opfer größere Gewinne zu erzielen, allmählich verloren. Zur Regelung solcher Verhältnisse wurde denn auch im Februar des Jahrs 1788 die Familie von dem Präsidenten nach Waltershausen gerufen, um die nöthigen Vollmachten zu unterzeichnen. Auf der Rückreise wurde Charlotte v. Kalb von ihrem Schwager bis nach Gotha zu dessen Schwägerin Frau v. Üchtrich geleitet. Und als sie eben mit den Ihren zu einem Mahl fahren wollte, ließ sich ihr Schiller melden. Daß sie diesen Besuch nicht annahm, hat Schiller ihr verdacht und doch war es besser, meinte sie, daß sie sich nicht sahen, denn die Geistesklänge wären durch die Noth der Zeit, in welche sie durch die häuslichen Sorgen versetzt worden, wohl verstimmt gewesen. Ähnliches begegnete Schillern mit Charlotten auch in Weimar, wo sie bei einem krankhaften Anfall ihm wieder mußte absagen lassen.

Was aber Charlotte schreibt, wird durch Schiller bis auf die geringfügigen Nebenumstände bestätigt. Sein Brief vom 15. April 1788 an Körner sagt nämlich Folgendes: „Huber habe ich wiedergesehen, aber nur im Fluge und so, daß wir einander wenig haben genießen können. Mittags am 9. kam er an, und den folgenden Morgen sind wir zusammen nach Erfurt gefahren, wo sein Gesandter die Nacht geblieben war. Weil ich Charlotte in Gotha vermuthete, so war sogleich mein Entschluß gefaßt; ich ritt von Erfurt aus dahin, um unterdessen, bis Huber

nachkämme, ein Rendez - vous zu veranstalten. Aber der Teufel stellte sich wiederum dazwischen, daß Huber und sie nicht zusammenkamen. Sie war just bei einem großen Diner unter zwölf unbekanntem, steifen Gesichtern, wo sie nicht gleich loskommen konnte, und Huber konnte sich keine Stunde in Gotha verweilen, weil sein Gesandter dem Herzoge ausweichen wollte. So ist also abermals aus dieser Zusammenkunft nichts geworden und — es soll nicht sein.“ Am 25. April 1788 war Frau v. Kalb mit ihrem Gemahl schon wieder in Weimar und konnte durch Schiller herzliche Glückwünsche zur Geburt der Körner'schen Tochter nach Dresden senden. Ihrem eigenen Knaben hatte sie Blattern inoculiren lassen und gehörte somit sicherlich zu den ersten Frauen, welche das Vorurtheil gegen die Jenner'sche Wohlthat überwunden hatten.

In der Mitte des Mai 1788 ging Schiller nach Volkstädt bei Rudolstadt, und trat in die innige Verbindung mit der von Lengesfeld'schen Familie. Eine Correspondenz mit Charlotten hob wieder an, scheint aber nicht gar lebhaft gewesen zu sein. Im Juni etwa mag sie ihm gemeldet haben, daß sie den Einfall habe, zu einer Cur sich nach Karlsbad zu begeben, und daß die Rückkehr Göthe's nach Weimar nahe bevorstehe, während Herder sich zu seiner Reise nach Italien rüste; und im Juli gewährte sie Schillern die Aussicht, für einige Tage vielleicht in die Rudolstädter Gegend zu kommen. Charlotte ging indessen nach Meiningen, von wo sie im September nach Weimar zurückkehrte. Vier Monate hatte sie nun schon den Dichter nicht gesehen; auch Körners war sie

freunder geworden, so daß sie den Dichter bitten mußte, ihr Andenken bei Jenen wieder aufzufrischen. Grund und Veranlassung zu den seltener gewordenen brieflichen Mittheilungen deutet Schiller an in seinem von Rudolstadt 20. Oct. 1788 datirten Briefe. Er schreibt an Körner: „An Frau v. K. habe ich Deinen Einschluß besorgt. Ich hab' ihr diesen Sommer gar wenig geschrieben; es ist eine Verstimmung unter uns, worüber ich Dir einmal mündlich mehr sagen will. Ich widerrufe nicht, was ich von ihr geurtheilt habe: sie ist ein geistvolles, edles Geschöpf — ihr Einfluß auf mich aber ist nicht wohlthätig gewesen.“ Diese letzte Äußerung ist Ausdruck der Mißstimmung und Gereiztheit, welche der Dichter der hohen Frau gegenüber empfinden konnte, wenn wir bedenken, daß sie mit dem Gefühl des Ungemessenen und Schicklichen den herzlich-gemeinten und aus voller Überzeugung ausgesprochenen Anforderungen des Dichters entgegentreten mußte, von denen sie selbst in ihren Memoiren erzählt. Ja, vielleicht ist ein solches Wort in ihm auch hervorgerufen worden durch die Erinnerung an jene Empfindungen, die sie ihn hatte durchleben lassen, als sie fördernd, anregend und antreibend auf ihn wirkte. Der Mensch ist nun einmal seiner Natur nach in dem Grade eigenliebig, daß er seine ihm angewachsene Art und Weise zu sein gern festhält, und aus Bequemlichkeit, oder wenn man lieber will, aus angeborener Trägheit dieselbe nur schwer und ungern verläßt. Er wird mit aller Anerkennung der Förderung und trotz allen Dankes für dieselbe doch nicht ohne alle Widerspänstigkeit sich aus seiner alten Art drängen lassen, und die

unangenehme Empfindung, die ihm das Gefühl, in Neues hineingetrieben zu werden, erregt, macht ihn wohl ungerrecht gegen den Treiber selbst. Wär's nicht also, wie möchte man sonst wohl beim Werke der absichtlichen Erziehung und Belehrung auf Ungebändigkeit der Zöglinge stoßen, welche die unangenehme Empfindung, die ihnen das Gefühl, angespornt zu werden, erregt, zunächst auf den Sporn übertragen? So schroff und scharf freilich will ich hier die Empfindung Schillers nicht aufgefaßt wissen, sondern dieselbe nur mit Hülfe dieser Bemerkung erklären. Frau v. Kalb hat sicherlich auf seinen Fortschritt, und sicherlich auch mehr als ein dieses Zweckes unbewußtes Werkzeug in der Hand Gottes gewirkt; sie folgte seiner Entwicklung mit der bestimmt ihr klar gewordenen Absicht, hier oder dort lehren und meistern zu müssen. Da mag denn auch wohl Schiller durch die fortdauernde und rastlose Erregtheit, in die er durch Charlottens geistige und gemüthliche Anregungen versetzt ward, aus dem Paradiese ruhigen Genusses und aus der Bequemlichkeit des Gehen- und Gerährenlassens hinausgetrieben sein; und die Erinnerung an die Gast, in welcher er fast athemlos Pläze verlassen mußte, auf denen er gemächlich auszurufen trachtete, die Wiederempfindung solcher ärgerlich erregter Zustände rief jene Auserkung hervor, die wir gern entschuldigen wollen. —

„Wer denkt,“ sagt Charlotte von Kalb in ihren Memoiren, „darf nie klagen, und wer erkennt, weiß, daß Unvermeidliches ihn betroffen.“ Mit dieser edlen, ich möchte sagen antiken Ruhe ihrer Seele nahm sie die Schickungen hin, welche ihr der Lauf des Jahres 1788 brachte.

Sie empfand, daß sie ihrem Gatten innerlich nur wenig sein konnte. Sie erkennt an, daß es viele Hüllen des Geistes gebe, deren jede das Recht habe, Unantastbarkeit für sich zu beanspruchen, und nach seiner eigenen Art verstanden zu werden verlangen dürfe. Aber ehe wir zur Höhe solcher Erkenntniß gelangen, schleichen wir durch verworrene Pfade dahin. Sonderbar sei es, meint Charlotte, im Leben oft Personen an einander gebunden zu sehen, die sich bei der verschiedenen Richtung ihres Seelenlebens nichts sagen können und sich doch, nach der Meinung der Welt, Alles gelten sollen. „Besser wär' für Beide ein gänzlichcs Isolirtsein; denn wie oft sagen wir dann unbewußt feindliche Worte.“ Ein besonnenes Verständniß schien unmöglich, da die Thätigkeit beider Gatten eine ganz verschiedene war, und bei den durch Prozesse auf das Spiel gesetzten Vermögensverhältnissen eine heimathliche Pflege und Sorgfalt unmöglich wurde. Herr von Kalb ging somit wieder nach Frankreich zurück und zwar allein, weil der Aufwand der Reise und des Aufenthalts in der Fremde zu empfindlich schien. Die Entfernung von mehr denn hundert Meilen ward von Keinem bemitleidet. „Beschlossen war also die Geschiedenheit im äußern und innern Leben — doch nie mit Vorwurf; denn dies Loos war das erträglichste.“ „Einige Monate nach der Abwesenheit des Herrn von Kalb,“ fährt Charlotte fort, „erhielt ich ein Schreiben von F., in welchem er mit scharfem Ausdruck mir dargestellt, wie es ein falscher Schritt, dieß Verhältniß nicht ganz zu lösen — mit einem Schmerz sprach er sich darüber aus, den ich wohl mitempfinden

konnte: — „„Es ist an sich nichts gut — nicht schlecht — aber geistige Anerkennung, ein gleiches Wollen muß sein — und wenn ein Blick das Leben erhellt, so ist es offenbar geworden, was die Wesenheit sein könnte und die Erkenntniß unvertilgbar.““ — Ja, er sprach mit so heftigen Klagen und Vorwürfen, bewußt der schändlichen Sünde, die damals mich umgab. „„Diese Erstarrung der Falschheit solle man nicht dulden. Wir wissen längst von uns, wie von wahrhaftigen Wesen, aber in dieser Region sind wir uns gegenseitig furchtbar wie Sterne, die sich anziehen und ewig wieder abstoßen.““

„„Die vergangenen Wintermonate waren uns eine zerstörende Zersplitterung, — Sie haben über die Verstimmung jener Tage geklagt: sie waren unmöglich ein Verstehen, ein wechselseitiges Durchdringen der Wesenheit. Dies ist das Ideal, was ich Freundschaft nenne. Es ist ein Wahn, wenn Sie meinen, ohne ein bestimmtes Abbrechen den Frieden wieder zu gewinnen.““

„„Noch in Jugend — ja in unvergänglicher Jugend des Geistes und des Gemüths, bedürfen Sie nur die Trennung von allem Ertödtenden, daß sich Ihre Seele wieder frei entfalten könne, — sonst bleibt ewig Ihr Bewußtsein entstellt und getrübt. Darf ich rathen — soll ich wollen? — So kommen Sie in dies Gebirge, wo auch ich jezo wohne. Sie finden daselbst Bekannte, die Ihre Freundinnen werden können, und so würde ein schöneres und freieres Leben unter uns walten. — Der Ihnen dieses Blatt einhändig, wird wieder zu Ihnen kommen, um Ihre Antwort abzuholen; ich irre wohl nicht, wenn ich

meine, daß nur hier für Sie ein natürliches Wohl sich wieder gewinnen und erhalten könne.““

„In diesem Schreiben war die freimüthige Innigkeit, wie ich sie vormals gekannt, — und es war mir, wie ein Strahl des Himmels, diese hohe Bedeutung der Gesinnung wieder in ihm zu finden, und gelänge es uns, die bekannte Bahn mit erhöhtem Frieden zu betreten, — der höchste Lebenszweck wäre dann erreicht. Aber in Rücksicht auf Form und Bedingniß der Gewohnheit mußten sehr viele Zweifel entstehen. Kein anderer Grund zu dieser Veränderung des Aufenthalts war zu finden, als nur sein Name! Wie hätte dieser Eifer des Sehns und des Wollens, der aus seinem Briefe sprach, sich immer gleich bleiben können? — und ohne sein ernstes — absolutes Wollen wäre jeder Schritt dafür beleidigend auf mich zurückgefallen. Ein solcher ernster, entscheidender Wille mußte durch seine Erscheinung selbst, die mich dazu persönlich aufforderte, bestimmt werden. Wir gaben dann dem Leben eine Bedeutung, die es in der Gesellschaft nicht haben darf und wodurch wir beide aus ihr schieden. Wenn es uns gelänge, so hätte ich wenigstens die Sorge der Unvollkommenheit. „„„D, zu der Zufriedenheit gehört so viel Ruhe — und wie sehr würde diese gestört werden! Ich wünsche viel — aber ich fürchte Alles, ich theile keine Meinung Anderer, auch sie nicht; aber die Gesellschaft würde sich rächen, wenn wir uns trennen wollten. — Es ist nicht entscheidend, was ich hier sage. Sind Sie nicht dieses Vorsazes, so werden Sie nach W. kommen, entweder, um mit den Entschluß

zu geben, Ihrem Willen zu folgen, oder Ihre Meinung aufzulösen.““

„Es war ein kleines Heft, was er mir als Brief zugesandt und eben ein solches erhielt er wieder; denn meines Lebens Loose waren ja darin enthalten. — Es vergingen Wochen, Monate, und ich erhielt keine Antwort. Da schrieb ich, um ihm zu melden, daß ich seinen Brief erhalten und durch denselben Überbringer ihn beantwortet hätte. „„Haben Sie diesen erhalten, so glaube ich nach der Zögerung kein lichterß Wort mehr von Ihnen zu vernehmen; ist dies aber nicht der Fall, so kann ich, da ich Ihren Brief bewahrt, ihn zum zweiten Mal beantworten.““

„„Ich habe Ihren Brief erhalten, bin aber auf manche Weise behindert worden, ihn erwägend zu beantworten. In einigen Tagen reise ich mit Wolzogen nach Franken — vielleicht kommen Sie auch in jene Gegend u. s. w.““

Hierin möchte ich den Grund jener Mißstimmung finden, von welcher wir Schiller haben sprechen hören. Charlotte blieb den Sommer 1788 in Weimar, und nur auf kurze Zeit weilte sie in Meiningen. Sie blieb ohne Nachricht von ihrem Gemahl; die Herzogin Mutter und Herder waren in Italien, die Herzogin Luise in einem Bade. „In Einförmigkeit vergingen die Tage, und war man so unbedacht, sich lebhaft zu äußern, so fiel dies verhärtet, wie alles Unverständene, wieder auf uns zurück.“ — Am 12. Nov. 1788 kam Schiller nach Weimar zurück. Charlotte erzählt: „Frau von Imhof, die mich besuchte, sprach, daß er ihr einen Brief von Lottchen überbracht, und er recht gefällig von seinem

Aufenthalte erzählt habe. — So kam er zu mir und übergab mir auch einen Brief, worin sie um meine Freundschaft bat. Sie war mir stets hold erschienen, aber wie konnte ich für diese zarte Jugend die Hingebung empfinden, die man Freundschaft nennt. Ich sprach zu ihm: „„Ich kann es nicht aussprechen, wie mich Ihr Entschluß bewegt, mein Segen bleibt Ihnen — aber verschieden ist unsre Ansicht für unsre Zukunft, und so muß sich ergeben, daß uns gegenseitig ferner Briefe überlästig sind.““ — Er verneinte es nicht, doch später erkannte ich, es sei ihm empfindlich gewesen.“

„Wer gar nichts wünschen — gar nichts hoffen könnte, der wäre groß! Denn ihm verhüllte nichts im Sinne jene große Welt des Herrn, und er empfinge ihr unendlich Gutes jeden Tag! —“

Am 27. Nov. schrieb Schiller an Caroline von Beulwitz: „Frau v. Kalb habe ich heute besucht und eine recht geistvolle Unterhaltung bei ihr gefunden. Wie sehr wünschte ich ihrem Geiste die Welt, für die er eigentlich geschaffen ist. Es liegt unendlich viel Eigenes in ihrer Vorstellungskraft und ihre Blicke sind ebenso scharf als tief.“

Charlotte ward durch das Alter ihres Knaben, der eine sinnige Auffassung zeigte, nunmehr zu einer ernstern Sorge für seinen Unterricht gerufen. Niedel, der Erzieher des Erbprinzen, ging ihr mit Rath und Hülfe an die Hand, er schickte einen jungen Mann, der Vormittags ihn unterrichtete, und Nachmittags auf Spaziergängen ins Freie den Unterricht wiederholte. Mit freundiger Theil-

nahme folgte die Mutter der Entwicklung des Knaben. Das individuelle Naturell und die Erhaltung desselben war ihr das Bedeutendste; und ihre ganze Erziehungsmaxime führte sie auf die wenigen einfachen Sätze zurück, daß aufmerksame Pflege und Benützung der Zeit das sei, was man Erziehung nennen, und nichts dem Kinde ohne Berücksichtigung seiner Individualität aufgedrungen werden dürfe, ohne mit seiner Natur in Widerspruch zu gerathen oder zerstörend auf dieselbe zu wirken. Je kräftiger und gesünder ein Kind sei, um so mehr könne man auf die Einheit seiner Entfaltung hoffen. Mit rührendem Eifer strebt sie danach, den Knaben zum Frieden und zur Selbstbestimmung zu führen, und erkennt es doch auch, daß mit diesem Lichte von Jugend auf geleitet zu werden wohl eine Glückseligkeit sei, die wir nicht von unseren Weltverhältnissen fordern dürften. „Alle Zeiten und Religionen reden von einem Verlust, und dieser ist wohl damit gemeint.“ Die ruhige Einfachheit ihrer Existenz brachte ihr eine behagliche Heiterkeit, und selbst unter einer äußerlich beschränkteren Existenz ein befreiteres Leben.

In dieser ruhigeren Stimmung traf sie auch auf Göthe, der sich den Sommer 1788 vom 18. Juni Abends einige Monate in Weimar aufhielt. In gemeinschaftlichen Partien und auf kleinen Collationen vereinten sich die Bekannten, ohne daß die Gesellschaft den rechten Fluß der Unterhaltung finden konnte. Es war dieselbe nicht so theilnehmend und lebhaft wie früher, und oft lagerte sich auf den Lippen feierliches Schweigen. Göthe's Gemessenheit mochte vielleicht die freiere Rede binden. Frau

v. Kalb gedenkt noch lebhaft einer Scene bei Frau v. Stein und dankbar der Beziehungen, in welche sie zu Göthe trat. „Göthe stand am Fenster,“ so schreibt sie, „hatte eine Glasscheibe in der Hand und einen Bogen, zeigte, wie bei jeder Bewegung des Bogens der Sand auf dem Glase verschiedene Figuren bildete. Das Geringste war ihm bedeutend, was zum Gesetz der Ordnung gehörte, und so interessirte ihn dies wunderbare Spiel lebhaft, und wie unzerstörbar die geheimnißvolle Ordnung der Natur, konnte wohl auch dies Experiment beweisen; die Winde zerstreuen den feinen Sand, doch der leise Strich des Bogens zwingt die Körnchen zu bestimmten schönen Formen. Es beschäftigten uns seine Versuche in lebendig angeregter Theilnahme mit ihm. — Diese Sandfiguren haben sich mir oft als Thema zum Nachdenken zurückgerufen — könnte die Menschheit doch auch immer mit harmonischem Klang zur Ordnung zurückgerufen werden! — G.'s prägnanter Ausdruck bezeichnete zuweilen wie vorausschreitend und voraus sagend: es wird sich auch krystallisiren! — O wohl! wenn wir einst nur schöne Strahlen darin zu erkennen vermögen. — Gemeinsam gab man seit diesem Tag Collationen in dem Tempelhause; da fanden wir leichter die sonst erloschene Rede. Seine Abreise nach Italien war wieder bestimmt, und zeigte er, aus Gunst oder auf Bitten, Gemälde und Seltenheiten, die er früher aus dem Südlichen mitgebracht hatte. Wie Weniges von dem Unvergänglichen hat die Menschheit bewahrt! Es fehlte mir nicht an Verehrung, aber an Anweisung und Auge, um die Kunstgegenstände noch würdiger zu er-

fassen. Durch die bedeutsame Anschauung angeregt, herrschte mehr Sinnigkeit und Scherz und besonders ergöhte der Frau von Schardt launige Anmuth, und so trennte uns die Mitternacht in erfrischter heiterer Stimmung.“

„Noch kann ich gedenken, daß Göthe, als er von mir Abschied nahm, mir einige Bücher überbrachte, es waren Übersetzungen von Boß und Stolberg, und auch auf der Reise nicht von ihm vergessen, erhielt ich manches Sonett und Epigramm, was man nachher in seinen Schriften gelesen hat.“

Es ist mir verstattet, einen dieser bisher ungedruckten Briefe, der aus dem Schiffbruch der Zeit gerettet ist, hierher zu setzen. Er ist zu Venedig geschrieben. Ich gebe ihn in diplomatischer Genauigkeit, so wie das Original, das sich im Nachlaß der Frau v. Kalb gefunden, mir vorliegt.

„Ihr freundliches Schreiben war das erste Wort was nach meiner Abreise zu mir von Hause kam. Von Herders hab ich noch gar nichts gehört. Hier schicke ich ein Blätchen Epigrammen welche ich den Freunden mitzutheilen bitte. Es sind dieses Früchte die in einer großen Stadt gedeihen, überall findet man Stoff und es braucht nicht viel Zeit sie zu machen. Ich habe mich recht umgesehen, indeßen ist es immer nur unvollkommen wie ein Reisender sehn kann. In Gesellschaft Durchlaucht der Herzoginn werde ich manches wiedersehen und mein Aufenthalt in Venedig wird mir in mehr als einem Betracht nützlich sein, da er vergnüglich genug war. Wenn ich nur auch diese vergangene sechs Wochen einen Freund

oder eine Freundin bei mir gehabt hätte! Unter andern löblichen Dingen die ich auf dieser Reise gelernt habe ist auch das: daß ich auf keine Weise mehr allein seyn, und nicht außerhalb des Vaterlandes leben kann. Erhalte uns ein gut Geschick den Frieden und gebe uns zusammen eine freundliche Wohnung.

Sagen Sie Herdern daß ich der Thiergestalt und ihren mancherley Umbildungen um eine ganze Formel näher gerückt bin und zwar durch den sonderbarsten Zufall. Auch habe ich durch die Betrachtung der Fische und der Seekrebse viel gewonnen.

Noch ist mir der Aufenthalt hier von einer andern Seite merckwürdig geworden. Da man jetzt immer von Constitution spricht, die wunderbarlichste und complicirteste Constitution in der Nähe, mit lebendigerem Interesse zu sehen.

Ich habe wie sie bemerken können meine Thätigkeit auf allerley Gegenstände ausgedehnt und so meine Zeit mannichfaltig zu nutzen gesucht es sind die vier Wochen gar schön herumgegangen, nur manchmal zeigten sich kleine Bewegungen der Ungedult. Kommt nun Durchlaucht die Herzoginn, so wird eine neue Lebensart angehen, neue Freuden eintreten die uns hoff ich bald zurückführen sollen. Mein sehnlichster Wunsch ist Weimar bald wiederzusehen und die schöne Jahreszeit mit meinen Freunden zuzubringen. Empfehlen Sie mich Ihrem Hrn. Gemahl und den übrigen Freunden. Bleiben Sie mir gewogen. Die H. wird den 6^{ten} oder 7 Mai hier ankommen.

B. d. 30 Apr. 90.

G.

Daß Charlotte auch eine Correspondenz mit der Herzogin Amalie nach Italien gepflogen, geht aus deren Briefen an Knebel (Nachlaß I. p. 199 ff.) hervor, in denen diese auch ihre Theilnahme an dem Geschieße des Herrn v. Kalb ausdrückt, der durch den Gang der französischen Ereignisse bei der Abdankung der fremden Regimenter außer Dienst gekommen war.

Inzwischen war Herder im Frühling 1789 von seiner italienischen Reise zurückgekehrt. Charlotte rettete sich aus den mannichfachen Stürmen, die sie innerlich beunruhigten, in seine ruhige gedankentiefe Nähe und stark genug, ihn und seine Ansichten zu fassen, war sie ein gern gesehener Gast im Herder'schen Hause. Den inneren Kummer, der sie drückte — Herr v. Kalb hatte fast in Jahresfrist nicht geschrieben, seine Reisen im nördlichen Frankreich zehrten an dem Vermögen, sie wußte nicht, was ihr Knabe einst sein nennen dürfe — ergoß sie in die Brust des weise rathenden leidenschaftlosen Mannes, dessen Hülfe ihr in Zeiten der Noth bereit war. Zur Stärkung ihrer Seele reichte er ihr Montaigne, und aus den Gesprächen, die sie mit Herder über diesen Schriftsteller und seine Ansichten führte, hat sie einige Gedanken, die sie in treuem Gedächtnisse bewahrt hat, in ihren Memoiren niedergelegt. Es sind Gedanken über die Freundschaft, ihre Arten, und die moralischen Verpflichtungen der Freunde unter sich, die sie aus Montaigne entlehnt, und deren Wahrheit ihr in dem Umgange mit Herder erwiesen wurde. Auch aus den Herder'schen Gesprächen hat Charlotte v. Kalb sich manches, und namentlich, was das Glück und Unglück behan-

delt, aufbewahrt. Er nannte das Glück eine geheimnißvolle Fähigkeit an sich, eine subjective Eigenschaft, wie Gesundheit, Körperstärke, aber die Mittel, es zu fesseln, kannte er doch auch nicht. Gewiß gern hätte er es seiner Freundin wieder geschaffen, aber „sein Geschäft war wie das Wassers schöpfen mit einem Sieb. Der Geistesstrahl, den er ergoß, verlief auch immer wieder und er fand seiner Mühe wenig Dank. — Was ist Genuß ohne Sicherheit, wie kann äußeres Glück helfen, wo das innere Gleichgewicht fehlt? — was ausgezeichnete Eigenschaften, wenn man sie nicht recht anzuwenden weiß?“

Möge hier noch die Charakteristik Platz finden, die Herder von Charlotte v. Kalb entwirft und welche sie selbst wiedergibt: „Sie können noch zu keinem festen Entschluß gelangen, weil die Einbildung Sie verhindert, die Wirklichkeit zu sehen, die ewig nur in schwankenden Bildern vor Ihnen steht. Mit Feuer und Geschick beginnen Sie, aber Ihr Blick schaut nicht die Schranken, noch die Untiefen der Lebensbahn. So lassen Sie ein Project nach dem andern fallen; doch Wenige haben den Trost beim Verlust, den Sie besitzen, die Elasticität des Gemüths, die nichts ganz vernichten kann; denn die Spenden der Phantasie bleiben unerschöpflich.“

Das Verhältniß mit Schiller kam seit seinem heimlichen Verlöbniß mit Charlotte von Lengefeld nicht wieder in Gang. Schiller scheint der Ansicht gewesen zu sein, als läge in der Seele von Frau v. Kalb eine kleine Eifersüchtelei der Freundschaft, die das getheilte Interesse nicht ertragen könne. Er verkehrt noch gern mit

ihr, wenn auch seltener, er findet sie gesünder und heiterer als im vorigen Winter; aber er schreibt doch in einem Briefe vom 9. März 1789, er habe einige Principien von Freiheit und Unabhängigkeit im Handeln und Wandeln in sich aufkommen lassen, denen sich auch sein Verhältniß zu ihr, wie zu allen übrigen Menschen, blindlings unterwerfen müsse; und als er erfahren habe, daß sie in ihrem Freundschaftseifer bedrängen könne, warnt er Körner, ihr seine Ankunft lieber etwas zweifelhafter zu machen und eher weniger zu versprechen, als er Hoffnung habe halten zu können (11. Jun. 1789), Äußerungen, die nicht ohne eine gewisse Ungerechtigkeit sind und von einer Empfindlichkeit dictirt sind, die der Dichter in sich aufnahm, als Charlotte wenn auch nicht ablehnte, aber, wie einer älteren Frau geziemte, es an sich kommen ließ, die angetragene Freundschaft eines jungen Mädchens, der Charlotte von Lengefeld, sogleich und in stürmischer Gast anzunehmen. Indessen sah sie im Juli 1789 Körner, seine Gattin und deren Schwester bei sich in Weimar, als Schiller schon seit der Mitte Mai in Jena weilte. Wahrscheinlich war auch er bei diesem Besuche Körners bei Frau v. Kalb, auf welchen diese schon lange gehofft hatte. Sie spricht in ihren Memoiren von einem viertägigen Besuche Schillers; sie fand ihn mehr als je in sinnender Beachtung. Auf Momente schien es ihr, als wenn er wieder eine Annäherung suchte, in welcher er sich offen geben wollte, und vertraulich sich mittheilen könnte. Ein sonniger Lebensstrahl glitt noch einmal durch ihr Leben, und fand sie um so erregter, als sie bedachtsam

sein wollte; Entzückung glühete, wenn auch nur auf Augenblicke in der scheinbar erstorbenen Seele! Aber die Zeit verstrich, ohne daß die Herzen sich ganz geöffnet und ihre Befangenheit abgeworfen und die öde Alltäglichkeit trat wieder in ihre Rechte.

Da kamen auch gegen Weihnachten 1789 die Brüder von Kalb nach längerer Abwesenheit und gänzlichem Verstummen nach Weimar, und verlangten der nothwendigen Erziehung wegen, wenn nicht die völlige Trennung von Mutter und Sohn, so doch andere Beaufsichtigung und fremde Pflege. Sie verstummte vor Leid; Schwermuth lastete so auf ihr, daß man sie für krank hielt, und da der Zustand der Betäubung und halber Bewußtlosigkeit wuchs und die Natur Stärke und Wärme verlangte, so sandte ihr ihre Schwester alten Ungarwein, um davon zu trinken. Sie nippte nicht, sie trank wohl die kleine Flasche aus. Ein tiefer Schlaf überfiel sie, der über die Nacht hinausdauerte; der Arzt fürchtete den Ausbruch einer noch schwereren Krankheit. Als sie erwachte, war freilich die Plage der Starrsucht gebrochen; aber andere Leiden blieben lassend auf der Brust, und der Schmerz, daß man ihrer Leitung nicht trauen mochte, entfremdete ihr auch den theuren Knaben, der in der Welt sie heimisch gemacht hatte. Ihr Seelenleid erregte tiefes Mitgefühl. Die Herzogin Luise nahete sich freundlich, als sie Charlotten wiedersah, und drückte ihr stumm die Hand. An ihrer Bewegung erkannte Charlotte, daß sie wußte, was sie betroffen. Im Frühjahr 1790 reiste der Major v. Kalb wieder ab. Als ob er lange Zeit abwesend sein würde,

also ordnete er sein Haus. Charlotte weilte eine Zeitlang bei ihrer Schwester auf dem Ried, kehrte aber wohl im August nach Weimar zurück. (Herder 20/9. 1790. an Knebel).

Während des Winters war Schiller von Jena aus einige Male in Weimar gewesen. Ihn führten zum Theil Geschäfte hinüber, zum Theil der Wunsch, seiner Verlobten nahe zu sein, die mit ihrer Schwester sich in Weimar aufhielt. Charlotte sah ihn nie. Sie verließ ihre Wohnung nur, um zu Herders zu gehen, und dorthin ging er nicht. In dieser Zeit war es, wo sie sich ihre Briefe von Schiller zurückerbte, um solche einmal wieder zu lesen, und mit den seinigen zu sammeln und zu heften. Als er in der Mitte des Februar 1790 zu dem Coadjutor von Dalberg nach Erfurt ging, um von dort mit Frau Caroline von Beulwitz, deren Schwester und seiner Braut, nach einem Aufenthalt von drei Tagen, der von Rudolstadt heranreisenden Mutter von Lengefeld entgegenzueilen, gab er eigenhändig an Charlotte die Briefe zurück. Sie bewahrte dieselben in einem mit schwarzem Maroquin überzogenen Kästchen. Frau v. Schardt sah dasselbe: „Thun sie es weg,“ rief sie, „so sahen die Särglein aus, worin ich meine Kinder begraben!“ — „„Es waren todtgeborne Kinder,““ schreibt Charlotte — „„das Wort hat eine Gewalt!““

Und als Charlotte nun dazu schritt, die heiligen Reste eines köstlichen Lebens zu sammeln und zu ordnen, und alle Briefe treu verwahrt bei einander fand von dem an, der in hellen Geistesfunken glänzte, bis zu dem einfachsten

Billet hinab, da ergriff sie tiefe und innige Wehmuth, sie gedachte des Sarges und gedachte des Kindes, das ihr in dieser Zeit der Herzensnoth noch sollte geboren werden. Schriftlich, weil sie der mündlichen Rede vor innerster Bewegung nicht mächtig zu sein fürchtete, bat sie eine treue Pfälzerin, die ihres Sohnes liebste Pflegerin gewesen und nun ihrer Herrin behülflich war, diese abgefallenen Blüthen, die abgewelkten Blätter von dem Baume des Lebens aneinander zu reihen, sie möchte des Knaben Dienerin und des vielleicht Nächstgeborenen Wärterin bleiben und für den Fall des Todes die heiligen Papiere bewahren und dahin geben, wohin sie gerichtet. Eine Antwort erfolgte nicht sogleich. Charlotte saß sinnend über den Briefen, als die Dienerin eintrat. Gefragt, ob sie den Brief erhalten, und was sie beschlossen, äußerte sie in graßem und grellem Wort einen Wahnsinn, der plötzlich über den klaren Blick ihres Geistes einen Schleier warfen. „Das Frigle nehm ich mit!“ so schrieb sie, und Charlotte mußte die Trennung von einer ihr treu ergebenen Person für ein Glück erachten. Aber zu allem Schmerz der Seele gesellte sich nun jenes Grauen, welches den sinnigen Menschen ergreift, wenn er plötzlich und unerwartet der dämonisch wirkenden Naturgewalt und ihrer unheimlichen Erscheinung gegenübergestellt wird. Noch hielt sie die theuren Blätter in treuer Hand. Das Vertrauen zur Menschheit war wankend in ihr geworden. In dem ehelichen Verhältniß, welches nicht nur in dem gewöhnlichen Treiben der Menschen, sondern in seiner höchsten Bedeutung das gegenseitige Vertrauen, das innigste Verständniß

bedingt, fand sie bei den vollkommen verschiedenartig sich äußernden Naturen, und bei den entgegengesetzten Wegen nicht die Stütze, die sie zur Ruhe leitete; ihr Freundschaftsbund, unter dessen goldenem Strahl sie alle Blüthen ihrer Seele reichlich entwickelt und entfaltet hatte, war in seinen Grundfesten durch Mißverstehen und Mangel an Offenheit zerrissen; die treugewillte Umgebung gestörten Sinnes entfernte, wo sollte Charlotte ein Vertrauen zu der Menschheit sich bewahren, da sie ohnedies durch das Augenleiden an den Jammer der Menschheit gemahnt war, und in ihren neuen Mutterhoffnungen sich den uralten Befürchtungen hingab, die in solchen Lebenslagen das traurige Erbtheil vom Fluche Eva's zu sein scheinen. Und in jenem Mangel an Vertrauen rief sie: „Inniges kann nur von dem Einen verstanden werden, den Andern verwandelt es sich in Hohn! — Ich ehre uns, wenn ich diese Blätter nun vernichte!“ —

Und sie warf sie in die Flammen! Nicht alle zugleich, nicht plötzlich. Nach und nach starben sie, von den Flammen ergriffen, wie im Schmerze sich windend, langsam dahin. Die leichte Asche, der letzte verglimmte Funken der ersten rief zu gleicher Opferung auch die letzten. Ungehört und nicht zu tragender Schmerz um ungeheure Verluste hat wohl bei kräftigen Naturen, die sich dem lähmenden Einfluß desselben entwinden und zu neuer Thätigkeit erheben wollen, die Folge, daß sie alle Erinnerungszeichen, die an das Frühere gemahnen, mit rascher Hand aus dem Gesichtskreis entfernen. Im Bewußtsein der Schwäche und des Erliegens ein Streben nach Kraft und ein Zeichen

des Muthes, ein neues Leben, gehe es, wie es wolle, zu beginnen!

„Mit Behmuth sah ich weinend nach dieser Opferrung,“ sagte Charlotte, „und wie spät habe ich erkannt, daß es nicht mir, daß es vielen geraubt war.“

In der ernstesten Stille, mit welcher sie sich umgab, trafen sie die rasch auf einanderfolgenden Nachrichten von dem ungestümen Fortgange der französischen Revolution. Das Regiment Royal suède wurde aufgelöst. Herr v. Kalb eilte nach Paris zu dem Chef desselben, dem Grafen Axel Fersen. Er hielt in seinem Muth und in den ihm angeborenen Gesinnungen den Untergang des Königthums für eine Unmöglichkeit. Er sah die königliche Familie; er durfte dem Könige selbst den warmen Ausdruck seiner treuen Gesinnung darbringen, er ärndtete Worte des Dankes und der Huld. Er wußte um Fersens geheimen Rettungsplan, durfte aber, da das Regiment aufgelöst war, ohne einen dem Plane verderblichen Verdacht zu erregen, nicht in Paris, nicht in Frankreich weilen. Herr von Kalb ging nach Thüringen zurück, täglich der Erwartung, daß ein Brief des Grafen Fersen ihn nach Paris zur Theilnahme an den Gefahren, mit denen die Rettung des unglücklichen Königes verbunden sein mußte, berufen würde. Er hoffte vergebens.

Die verwittwete Herzogin war aus Italien zurückgekehrt und ließ sich in Weimar nieder. Herr und Frau v. Kalb hatten das Glück, sich ihrer Huld erfreuen und öfters in ihrer Nähe sein zu dürfen. Eine feine Begabung, Eindrücke der Schönheit und der Kunst in sich aufzuneh-

men, hatte der Fürstin die Natur verliehen, die Bildung entwickelt, so daß gern die Edelsten und Besten ihr Bestes der Herzogin darbrachten. So hat sie Charlotte kennen gelernt, sie hat die Thränen der hohen Frau gesehen, wenn Vorlesungen, Musik, der Zauber geistvoller Schönheit auf sie wirkte. Ihre Gegenwart entwickelte die Gedanken leicht zu freier und anmuthiger Mittheilung. Mochte nun freilich die Politik auch in diese Kreise sich so eindringen, daß neue Zeitungen zur Mittheilung kamen, so wurde doch öfter aus den Schriften zeitgenössischer und früherer Dichter gelesen. Übersetzungen des Shakespeare und der Alten wurden gelesen. Geistvolle Erklärung begleitete belebend die Lectüre. Bei Dramen wurden die Rollen mit Bedacht vertheilt, Aufführungen und Darstellungen versucht und Charlotte sah hier die Iphigenia von Göthe zum ersten Male und in einer Vollkommenheit, wie sie dieselbe nie wieder gesehen. Nach ihrer Erinnerung spielte Corona Schröder die Iphigenia, Göthe den Orest und Knebel den Pylades.

Vielleicht gehört hierher ein undatirtes Schreiben Göthes „An Frau Major v. Kalb“, welches im Original in 4^{to} vor mir liegt:

„Von Ihrem herzlichen Antheil an der gestrigen Aufführung war ich überzeugt und ich freute mich, Sie gegenwärtig zu wissen. Warum kann man doch nicht oft solche ernsthafte Versuche machen? und wie weit würde man durch Wiederholung, Übung, Urtheil und Empfindung geleitet werden!“

„Wie gern trüge ich manchmal etwas von meinen früh-

ren Werken vor, wie gern etwas von dem was mich gegenwärtig beschäftigt, denn was bildet schneller, was muntert reiner und lebhafter auf als freundschaftliche Theilnahme und daß es nicht geschah, nicht geschieht, sollte die Ursache bloß in einer trüben Vorstellungsart über gewisse Verhältnisse liegen? da ich andre so hell und heiter sehe. Ich darf nicht umwenden, denn sonst sagte ich vielleicht was besser in der Feder bleibt. Leben Sie recht wohl und haben Sie tausend Dank für Ihr freundl. Wort. G."

Da brachen die politischen Stürme aus, die selbst auch Göthe in ein Feldlager führten. Möglich, daß ich irre, wenn ich auf Göthes Abreise von Weimar ein Billet beziehe, welches ohne Angabe des Datums im Original vor mir liegt:

„Leben Sie recht wohl, theure Freundin und gedenken Sie mein, wenn die große Anzahl Ihrer Freunde sich in Ihrer Erinnerung versammelt, im Guten.

Es freut mich sehr, daß wir diesmal in wenigen Stunden uns näher gekommen sind. Doch hätte es noch besser werden müssen, hielten Lässigkeit, Unglaube und Zerstreuung nicht Menschen, die einander angehören sollten, selbst in der Nähe auseinander.

Leben Sie recht wohl. G."

Der Präsident v. Kalb negoziirte neue Ankäufe von Salinen- und Hüttenwerken in Paris, bedeutende Summen wurden zum Ankaufe von Saaralp verschrieben und aufgenommen. Man hoffte reiche Entschädigung für rechtzeitige Opfer und günstigen Ausgang für den Kampf um

das Allodialvermögen der Familie. Umsonst. Alles ging verloren und der Präsident v. Kalb starb.

Hier enden die Memoiren der Frau v. Kalb, soweit sie in dem Rahmen des Geschichtlichen ein Bild der Seelenzustände geben, durch welche die hohe Frau in einem mit ihr schonungslos umgehenden Leben hindurchgeführt ist. Die Färbung derselben ist entschieden tragisch; und selbst die Momente der Freude sind von einem Schmerzenszuge nicht frei, durch welchen sie wehmüthig auf den Leser wirken. Ihre geschichtliche Glaubwürdigkeit ist hinlänglich erwiesen durch die Beläge aus den gleichzeitigen Correspondenzen, welche für das, was Charlotte v. Kalb giebt, die geeigneten Daten liefern. Sind sie somit schon ein herrlicher Beitrag zu der äußeren Entwicklungsgeschichte unserer Litteratur, so liefern sie auch für den innern Gang derselben wesentliche und erhebliche Momente. Frau von Wolzogen faßt dieselben, die wir einzeln nachgewiesen haben, zusammen, wenn sie in Schillers Leben sagt: „Die Bekanntschaft mit Frau v. K— wurde bei dem längeren Aufenthalte derselben in Mannheim zur Freundschaft. Sie war die erste geistvolle und vielseitig gebildete Frau, mit der er in näherem Verhältnisse stand, und er äußerte gegen uns, daß ihr Umgang während der Ausarbeitung des Don Carlos sehr belebend auf ihn gewirkt, ja daß sie zu einigen Zügen im Charakter der Königin Elisabeth die Veranlassung gegeben habe. Ihr Geist hatte früh eine ernste Richtung genommen. Bei höherer Stellung und Ansicht des Lebens waren ihr die Formen der Weltverhält-

nisse eigen; auch wirkte sie günstig auf Schillers Haltung im geselligen Leben. Sein Genius fand bei ihr die Freiheit und Wärme des Begegnens in Gefühl und Ideen, deren er bedurfte, und die zarte Schonung der Freundschaft in leidenschaftlichen Stimmungen. Durchs ganze Leben nahm er den innigsten Antheil an ihrem Schicksal.“ — So Frau v. Wolzogen. Und wer möchte nicht, wenn er sich die Lebensbeziehungen der Frau v. Kalb und ihre ruhige, affectfreie Erscheinung vergegenwärtigt, das Original zur Königin Elisabeth in ihr erkennen; ja auch, wer die Hingebung des Dichters an sie, wer ihr Pflichtbewußtsein ermißt, der findet Scenen zwischen der Königin und Don Carlos oder dem Marquis v. Posa in dem Verhältniß des Dichters zur hohen Frau gewissermaßen präformirt. Liegt schon hierin eine große Bedeutung Charlottens für unsere Litteratur, so liegt eine größere in ihren dauernden engeren Beziehungen zum Dichter. Geistig hochbegabt, in sinniger Beobachtung ihrer selbst und der wunderbaren Verhältnisse um sie her aufgewachsen, mit stolzem, selbstbewußtem Aufblick zu dem Idealen, dem sie sich nahen durfte, ohne, von seinem Glanze geblendet, den Blick niederzuschlagen, ebenbürtig den hellgebornen heitern Joviskindern, die mit entsiegeltem Auge schauen, so trat sie dem Dichter entgegen und fand aus all dem wilden Funkensprühen „der noch verzehrenden Kraft“ des Dichters die reine und lautere Flamme, aus seinen wilden Liedern die Harmonie einer Seele heraus, die durch ihre stille und innig erfreute Theilnahme zu milderer Gluth, zu melodischerem Ton sich sänftigte. Sie war es, die in taktvoller

Erscheinung ihres Wesens und in der Rhythmik ihrer Seele die brausende Lust lenkte, die verwilderte zähmte, sie war es, der die Grazie das Feuer gegeben hatte, für Freunde Freund zu sein. Ihre Gestalt geht still und einfach durch jene schönsten Gedichte Schillers hindurch, die, wenn sie auch erst einer späteren Periode seiner Dichtungszeit angehören, dennoch unter dem Eindruck des dem Dichter zum klaren Bewußtsein gekommenen Wesens der hohen Frau gedichtet zu sein scheinen. Sie lieb die Farben zu jenen erhebenden und entzückenden Gemälden.

Und das erkennt Schiller in einem herrlichen Briefe an, dessen Original jetzt in den Besitz eines Handschriften-sammlers übergegangen ist. Bei der Abnahme der Copie ist die Angabe des Datums vergessen worden. Er ist indes geschrieben nach einer theilnehmenden Begrüßung des Dichters von Seiten der Frau von Kalb wegen einer der Schiller'schen Dichtungen, vielleicht des Wallenstein, welcher den 22. Apr. 1799 über die Bühne zu Weimar ging. Der Brief lautet:

„Charlottens Geist und Herz können sich nie verläugnen. Ein rein gefühltes Dichtwerk stellt jedes schöne Verhältniß wieder her, wenn auch die zufälligen Einflüsse einer beschränkten Wirklichkeit es zuweilen entstellen konnten. Die edle Menschlichkeit spricht aus dem gefühlten Kunstwerk zu einer edlen menschlichen Seele und die glückliche Jugend des Geistes kehrt zurück.“

„Ihr Andenken, theure Freundin, wird seinen vollen Werth für mich behalten. Es ist mir nicht bloß ein schönes Denkmal dieses heutigen Tages, es ist mir ein

theures Pfand Ihres Wohlwollens und ihrer treuen Freundschaft und bringt mir die ersten schönen Zeiten unserer Bekanntschaft zurück. Damals trugen Sie das Schicksal meines Geistes an Ihrem freundschaftlichen Herzen und ehrten in mir ein unentwickeltes, noch mit dem Stoffe unsicher kämpfendes Talent. Nicht durch das, was ich war und was ich wirklich geleistet hatte, sondern durch das, was ich vielleicht noch werden und leisten konnte, war ich Ihnen werth.“

„Ist es mir jetzt gelungen, Ihre damaligen Hoffnungen von mir wirklich zu machen, und Ihren Antheil an mir zu rechtfertigen, so werde ich nie vergessen, wie viel ich davon jenem schönen und reinen Verhältniß schuldig bin.

Schiller.“

Nach der ersten Aufführung der Piccolomini fühlte sich Charlotte v. Kalb gedrungen, dem Dichter ein freundliches Wort zu sagen. Er erwiedert ihr: „W. 31. Jan. 1799. Sie machen mir viele Freude, daß Sie mich einen so schönen Nachklang meiner gestrigen Darstellung hören lassen. Die Menge hielt sich an das, was geschieht und gehandelt wird, aber die Seele, die der Dichter in sein Werk zu legen wünscht, und welche tiefer liegt, als die Handlung selbst, ist nur für die, welche eine Seele fassen können. Und so muß man selbst ein productives Vermögen in sich haben, wenn man aus einer so mangelhaften Darstellung, als durch diese Werkzeuge möglich war, den Sinn und Geist des Dichters herausfindet. Sie haben mich gefunden, das freut mich, denn im Ganzen dieses Stück's habe ich mein Wesen ausgesprochen.“

„Dank Ihnen für Ihre lieben Zeilen. Ich hoffe es morgen, oder wenn Sie lieber haben übermorgen mündlich zu thun. Schiller.“

Auch dieser Brief ist nur in der Copie im Nachlasse der Frau v. Kalb erhalten. Von den nachfolgenden vier, die mir verstattet sind, hier wieder zu geben, weil Charlotte v. Kalb selbst erkannte, daß solche Zeilen vorenthalten, ein Raub am Allgemeinen sein möchte, habe ich die Originalien in Händen; von dem ersten ist indeß die letzte Seite abgerissen und durch eine Copie ersetzt; von den andern ist zum Theil die Rückseite ganz oder theilweise weggerissen, oder wie man am zackigen Schnitt siehet, mit einer Scheere weggeschnitten. Die Schrift ist sehr klar, sicher und flüssig. Die beiden nächsten sind in 8^{vo}, die beiden letzten in 4^{to}. Diese Briefe sollen Zeugniß sein von der warmen Theilnahme, welche auch in späterer Zeit der Dichter Charlotten bewahrte.

Jena, den 8. May. 93.

„Eine sehr angenehme Überraschung war mir der unerwartete Beweis Ihres gütigen Andenkens, Ihres Vertrauens, Ihrer Theilnahme an mir.“

„Blos meine üble Gesundheit ist Schuld, daß Sie mir in der Versicherung des ersten zuvorgekommen sind. Aber glauben Sie mir, daß es keiner Erinnerung bedurfte, das Bild meiner Freundin in meiner Seele lebendig zu erhalten. Ich habe Ursachen, die Bande, die mich an das Leben heften, nicht allzusorgfältig zu befestigen — wie ich unter andern Umständen nicht unterlassen würde. Dieß

entschuldige mich gegen Sie, daß ich nicht eifriger gewesen bin, mein Andenken bey Ihnen zu erneuern.“

„Was Sie mir in Beziehung auf den lieben Fritz auftragen werden, wird eine sehr nahe Angelegenheit für mich seyn, und ich kann Ihnen nicht genug sagen, wie sehr ich Ihnen für dieses Zeichen Ihres Vertrauens verpflichtet bin. Darum bitte ich Sie, lassen Sie meinen Antheil an dieser Sache so groß seyn als immer möglich ist. Es könnte mir nicht leicht etwas angenehmeres begegnen, als in dieser Sache zu Ihrer Zufriedenheit beizutragen, und Ihnen hierinn einen Beweis meiner Dankbarkeit zu geben, die nur mit meinem Leben endigen wird.“

„Für meine Gesundheit erwarte ich von der eintretenden milden Jahreszeit viele Erleichterung. Ich habe einen gefährlichen Winter glücklicher, als ich hoffen konnte, zurückgelegt, und so*) lange meine Krankheit fortfährt wie bisher mein Gemüth zu verschonen, werde ich mich nicht für unglücklich halten. Meine Natur hat noch viele Stärke, und wird sich, wie es scheint, so tapfer als möglich wehren, und den Ausschlag noch einige Zeit lang zweifelhaft machen.“

„Lassen Sie mich die angenehme Nachricht hören, daß es Ihnen in ihrem einsamen Aufenthalt gefällt, und daß Sie sich einer gleichförmigen Gesundheit und heiteren Stimmung erfreuen. Schiller.“

*) Die Copie beginnt hier.

Jena, den 29. Jul. 93.

„Gerne, meine vortrefliche Freundin, möchte ich Ihnen heute ausführlicher schreiben, aber meine nahe Abreise, die auf Donnerstag festgesetzt ist, giebt mir so vielerley zu thun, daß ich kaum zur Besinnung komme.“

„Ich gebe mit Adlerskron noch nicht alle Hoffnung auf, denn die Haupt-Einwendung Ihres Mannes gegen ihn, daß ihn sein Stand Ihnen gleichsetzen und also nicht frey genug auf ihn zu wirken sein möchte, wird sich heben lassen. Er wird Rath und Führung annehmen und ich zähle hier mehr auf die unfreiwillige Deszendenz (die von keinem Standesverhältniß abhängt) als auf die freiwillige. Mir scheinen die erheblichen Vortheile, welche gerade sein Stand für sein Erziehungs-geschäft und auch für sein gesellschaftliches Verhältniß zu Ihnen haben wird, alle jene Inconvenienzen aufzuwägen. Wenn Ihnen also der junge Mann nur sonst gefällt, und meine vorläufige Schilderung rechtfertigt! Ich habe ihm deswegen mit der heutigen Post gemeldet, „daß es gut gethan sein würde, wenn er sich nach Waltershausen auf machte, und sich als Gast und Bekannter von mir bey Ihnen einführte.“ Den Aufwand, den etwa dieser Besuch ihm verursachen dürfte, würden Sie ihm dadurch hinlänglich ersetzen, daß Sie ihn (im Fall er Ihnen als Hofmeister nicht anstände) als Freund vom Hause behandelten und ihn einige Wochen bey sich behielten, in welcher Zeit er dann seine Maasregeln nehmen könnte.“

„Wenn er übrigens Ihren Absichten auch nur im Ganzen genommen zusagt, so wollte ich Ihnen doch rathen,

zugreifen, weil ich befürchte, daß wir keine große Wahl haben werden. Doch läßt sich in Schwaben vielleicht ein Subject aus . . .“ [Hier ist auf dem letzten Briefblatte eine Lücke von fünf Zeilen ausgeschnitten, die dann auf der Rückseite natürlich auch den Schluß des Briefes und die Unterschrift des Namens weggenommen hat.] „in 12 Tagen, gewiß eintreffen würde. Ihren ersten Brief werden Sie so gütig sein bei G. D. Gmelin abgeben zu lassen. Nachher ist dieß nicht mehr nöthig.“

„Ich nehme also für diese Gegend auf 8 Monate von Ihnen Abschied. Seyn Sie versichert, daß ich, ich mag seyn wo ich will, alles was Sie und die Ihrigen betrifft in einem getreuen und dankbaren Herzen trage.“ (Schluß fehlt.)

Der junge Mann, welcher als Hauslehrer für Friz v. Kalb vorgeschlagen wurde, konnte das Verhältniß nicht eingehen. Eine neue Bitte um Beistand in dieser Erziehungsangelegenheit erging an Schiller, der denn auch in nachfolgendem Briefe den als Dichter später bekannt und auch uns lieb gewordenen Hölderlin vorschlug.

Schillers Brief über Hölderlin ist folgender:

Ludwigsburg in Schwaben, d. 1. Octobr. 93.

„Die vielen Zerstreungen, in denen ich bisher gelebt habe, und wozu noch die gewohnten Anfälle meines alten Übels kamen, haben mich verhindert, Ihnen früher zu schreiben. Das Wiedersehen der Meinigen und so vieler Jugendfreunde, die, wenn auch sonst nichts anders, die lebhafteste Erinnerung an die Vergangenheit einem theuer

macht, hat mich in diesen 2 Monaten sehr angenehm beschäftigt, und vor 14 Tagen hat die Niederkunft meiner Frau mit einem gesunden und muntern Sohn meiner Freude die Krone aufgesetzt. Mutter und Kind befinden sich beide sehr wohl, und ich bin wenigstens so glücklich, jetzt der einzige Kranke in meinem Hause zu seyn.“

„Die Schwierigkeit gut und angenehm zu wohnen (worauf ich jetzt, da ich fast immer zu Hause leben muß, am meisten zu sehen habe) hat mich veranlaßt Heilbronn zu verlassen, und Ludwigsburg zu meinem Wohnort zu machen, wo ich sehr gut logiert, und meinen Verwandten und Freunden ungleich näher bin. Ich finde aus eben dem Grunde hier auch weit mehr Unterhaltung, als in Heilbronn, und verspreche mir einen leichten und erträglichen Winter.“

„Ich bin während dieser Zeit in der bewußten Sache nicht ganz unthätig gewesen, und wünsche nur, daß ich sagen könnte, mit besserem Erfolg als das vorige mal. Einen jungen Mann habe ich ausgefunden, der eben jetzt seine theologischen Studien in Tübingen vollendet hat, und dessen Kenntnissen in Sprachen und den zum Hofmeister erforderlichen Fächern alle die ich darüber befragt habe, ein gutes Zeugniß ertheilen. Er versteht und spricht auch das Französische und ist (ich weiß nicht, ob ich dies zu seiner Empfehlung oder zu seinem Nachtheile anführe) nicht ohne poetisches Talent, wovon Sie in dem Schwäbischen Museen Almanach vom Jahr 1797 Proben finden werden. Er heißt Hölderlin und ist Magister der Philosophie. Ich habe ihn persönlich kennen lernen und glaube, daß Ihnen sein

Außeres sehr wohl gefallen wird. Auch zeigt er vielen Anstand und Artigkeit. Seinen Sitten gibt man ein gutes Zeugniß; doch völlig gefest scheint er noch nicht, und viele Gründlichkeit erwarte ich weder von seinem Wissen noch von seinem Betragen. Ich könnte ihm vielleicht hierin Unrecht thun, weil ich dieses Urtheil bloß auf die Bekanntschaft einer halben Stunde und eigentlich bloß auf seinen Anblick und Vortrag gründe; ich will ihn aber lieber härter als nachsichtiger beurtheilen, daß, wenn Ihre Erwartung ja getäuscht werden sollte, dieß zu seinem Vortheil geschehe.“

„Mit den Bedingungen, die Sie ihm anbieten werden, ist er vollkommen zufrieden, und die liberale Behandlung,“ (das letzte Blatt ist mit der Scheere weggeschritten).

Mit Hölderlin stand zugleich auf der Wahl ein junger Mann, der später ebenfalls von sich die Welt hat zeugend sprechen lassen, Georg Wilhelm Friedrich Hegel. Der Familie von Kalb wurde die Entscheidung zwischen den beiden ihr unbekanntem Persönlichkeiten dadurch leichter, daß Hegel freiwillig und zu Gunsten Hölderlins den Antrag ablehnte, dagegen in jenes Verhältniß eintrat, welches ihn im Herbst 1793 zu Herrn Steiger von Ischugg nach Bern führte. Hölderlin übernahm die Führung des Frik von Kalb, und zu derselben Zeit, in welcher Hegel nach der Schweiz ging, verließ Hölderlin Tübingen, um sich nach Waltershausen, dem Orte seiner Bestimmung, zu begeben. Von hier

aus sind einige seiner Briefe an seinen Bruder und an seine Mutter gerichtet. Was sich für unseren Zweck, die Characterschilderung der Frau v. Kalb, aus denselben ergeben mag, ist freilich nur ein Geringes, dennoch aber reicht auch dies hin, einen Blick in die lebenswürdige Seele Charlottens zu thun. Mehr gewinnen wir aus dem Fragment eines ungedruckten Briefes von Hölderlin an Hegel, welchen Friedrich Förster aus dem Nachlasse des Letzteren der Frau von Kalb mittheilte. Dasselbe hat in ihrer „Charlotte“ einen Platz gefunden und lautet:

Waltershausen, 10. Juli. 1794.

„Deine Seen und Alpen möcht' ich wohl zuweilen um mich haben; die große Natur veredelt und stärkt uns doch unwiederstehlich. Dagegen leb' ich im Kreise eines seltenen, nach Umfang und Tiefe, Kühnheit und Gewandtheit ungewöhnlichen Geistes. Eine Frau v. Kalb wirst Du schwerlich in Deinem Bern finden. Es müßte Dir sehr wohl thun, an diesem Strahl Dich zu sonnen. Wäre unsre Freundschaft nicht, Du müßtest ein wenig ärgerlich sein, daß Du Dein gutes Schicksal mir abtratest. Auch sie muß beinah denken, daß sie verloren habe bei meinem blinden Glücke nach allem, was ich ihr sagte von Dir. Sie hat mich schon sehr oft gemahnt, an Dich zu schreiben; auch jetzt wieder.“

Hölderlins Briefe an die Seinen, welche Christ. Theod. Schwab in Hölderl. Werk. Band II. gegeben hat, lassen einen Blick in den Verkehr des Hauses und in das Wirken der edlen Frau thun, welche wohl erkennend, welche geistige Kraft ihr in dem Lehrer ihres Sohnes zugeführt

sei, an seiner Läuterung und weiteren Fortbildung den regsten und wärmsten Antheil nahm. Sie tritt mit Hölderlins Mutter persönlich in Verkehr, um der älteren Frau fröhliche Hoffnungen und Aussichten über die Zukunft ihres Sohnes zu erwecken. So konnte Hölderlin unter dem 21. Aug. 1794 an seinen Bruder schreiben: „Beigelegter Brief ist von der Majorin an unsre liebe Mutter. Es ist ein Beweis, wie selten man seine Schuldigkeit thut, bei der Erziehung, wenn ein Erzieher, der im Allgemeinen nach Überzeugung und Gewissen handelt, bei tausend Fehlern, die er macht, als etwas Seltnes betrachtet wird.“

An Hölderlin selbst aber wendet Charlotte all die zarte Sorgfalt, welche die freie Entwicklung seiner geistigen Kraft ihr zu verlangen schien; und großartig erscheint uns auch hier wieder ihre Natur, die Selbstüberwindung genug besitzt, in Achtung vor dem Genius selbst die Launen desselben zu ertragen. Überall wo wir Charlotten begegnen, finden wir sie feurig ergriffen von den Zeichen des Geistes, wie und wo immer sie sich kund geben, aber auch in heiliger und ernster Ruhe weniger durch Wort und absichtlich gewendeten Zuspruch, als vielmehr durch ihre Erscheinung selbst zur Gemessenheit und Eurhythmie die wildgährenden Kräfte sänstigen und ordnen. Ein solches Bild giebt sie uns auch in dem Waltershausen 1794 datirten Briefe, welchen Hölderlin an seine Mutter richtet: „Wenn wir in Gesellschaft zusammen sind, wird meist vorgelesen, abwechslungsweise bald von Herrn, bald von der Frau von Kalb, bald von mir; und über Tische

oder auf Spaziergängen oft in Ernst und Scherze, wenn es jedem gelegen ist, davon gesprochen. Wenn ich aber über einer eignen Arbeit etwas zerstreut bin und Gesicht erschneide, so weiß man schon wie's gemeint ist und ich brauche nicht unterhaltend zu sein, wenn ich nicht in der Laune bin.“ In demselben Briefe spricht auch Hölderlin seine Freude darüber aus, daß ihn Frau v. Kalb während des Winteraufenthaltes in Weimar bekannt machen werde mit Herder, Göthe und Wieland. Er nennt sie hier die vertrauteste Freundin jener großen Männer. An demselben Tage, an welchem er diesen Brief schrieb, wurde er auch dem Herzoge von Meiningen vorgestellt, der den Mittag über im Kalb'schen Hause zu Gast war. Und wie Charlotte wahren Herzensantheil an Hölderlin's Förderung nahm, und ihm in die höheren gesellschaftlichen und geistigen Kreise Zutritt zu verschaffen bemüht war, so nahm sie auch auf seine Freunde, in denen sie geistige Frische und Triebkraft erkannte, jene schöne Rücksicht, die, weil sie von einem mitempfindenden Herzen eingegeben war, auch jene antrieb, sich in ihrer ganzen Bedeutung ihr gegenüber zu zeigen. Auch hier übte sie jene früherhin schon bezeichnete und bethätigte Kraft, sich die Menschen so gegenüberzustellen, daß ihr diese mit den gewöhnlichen, meist inhaltlosen Formen alltäglichen Lebens nicht zu nahe wagten. Auch suchte sie wohl den Hölderlin bei den mannichfaltigen neuen Anregungen, die sie ihm schaffen konnte, in dem Verkehr mit seinen alten Freunden deshalb zu erhalten, weil sie es erkannt hatte, wie sehr der Mensch zu Zeiten an dem Gefühl der Vereinsamung leide

und wie nöthig ihm zu fröhlichem Wachsthum das Bewußtsein sei, mit den Wurzelfasern einer wahren Freundschaft an dieses Leben gebunden zu sein. Und wenn war mehr Noth, daß ihm die Empfindung, in der Welt durch herzliches Interesse gebunden zu sein, lebendig erhalten wurde als unserem Dichter, der durch den Gang seiner Bildung sich eher derselben entfremdete als anschloß? Erst als Hölderlin alle Bande alter Genossenschaft zerrissen, da zerrüttete er sich und seinen Geist. War Charlotte eine so feine Seelenkennnerin, daß sie jetzt schon einsah, was zur Errettung des Dichters noth thue? So wirkte sie auf Hölderlin, daß er Hegeln nicht vernachlässigte, so erfreute sie sich des Grusses von Neuffer. Hölderlin wurde durch all dies so eigenthümlich bewegt, daß er 1794 noch an Schillern schreiben konnte: „Die seltene Energie des Geistes, die ich an der Frau v. Kalb bewundere, soll, wie ich hoffe, dem meinigen aufhelfen, um so mehr, da alles beiträgt, mich zu heiterer Thätigkeit zu stimmen. Kömmt' ich doch die mütterlichen Hoffnungen dieser edlen Dame realisiren.“

Ein Jahr lang hatte Hölderlin an der Erziehung von Friß v. Kalb gearbeitet, ohne die innere Befriedigung zu finden, seine Bemühungen mit Erfolg gekrönt zu sehen. Der Knabe war kränklich und für solche Zustände hatte Hölderlin dem Kinde gegenüber die richtigen Maßstäbe nicht, obschon sein redlicher Wille, zu helfen und zu nützen, eine solche Anerkennung finden mußte, daß man, als er den Wunsch aussprach, sich dem ihn innerlich beengenden Verhältnisse zu entziehen, von Seiten der

Frau v. Kalb, wie Schillers in ihn drang, zu bleiben und das begonnene Werk nicht liegen zu lassen. Man gestattete ihm sogar von Waltershausen sich mit seinem Zöglinge nach Jena überzusiedeln, wo freilich die Nähe von Schiller und Fichte ihn noch mehr seiner nächsten Aufgabe entfremden mochte und seine dichterische, all seine geistige Kraft beanspruchende Thätigkeit ihn so ungeduldig und reizbar machte, daß er, wenn er seine eignen Mißgriffe in der Leitung seines Zöglings erkannte, das Verhältniß, in dem er sich bewegte, nur noch beengender, noch unerträglicher fand; „hart angegriffen“ nennt er selbst in dieser Zeit seine Gesundheit und sein Gemüth. Dennoch bestimmte ihn die eindringliche Bitte Charlottens, welche im Dezember 1794 ihren Sohn und ihn nach Weimar abholte, sie zu begleiten. Hier sah er Herdern und bei Frau v. Kalb auch Göthen wieder, dem er bereits früher einmal, ohne ihn zu kennen, bei Schiller begegnet war und Berichte über Charlotte von Kalb gegeben hatte. Aber das Werk der Erziehung konnte auch hier nicht gefördert werden, Ärzte schienen dem Knaben nöthiger, und bei leichterer Gelegenheit, denselben anderweit zu unterrichten, Hölderlins Hülfe entbehrlicher. Frau v. Kalb erbot sich daher selbst, seinem Jammer, wie er es nennt, ein Ende zu machen. Hölderlin nahm sie beim Worte, und trotz des Widerspruches, den er fand, lösete er schnell und entschieden das Band, welches ihn an das Kalb'sche Haus fesselte. Charlotte versah ihn für das nächste Vierteljahr mit Geldmitteln, verhiess auch fernere Hülfe, ihm den Aufenthalt in Jena möglich zu ma-

den, und bat ihn, ja alle Monate ein paar Mal nach Weimar zu kommen. „Sie zeigte,“ so schreibt er, „noch beim Abschiede ihren ganzen, edlen Sinn, und ihre, wie ich doch glauben muß, herzliche Freundschaft für mich.“ So sah sich Charlotte auch von diesem Verhältnisse, welches ihr lieb geworden, getrennt. Ihr blieb nichts als die Erinnerung an manche schöne Zeit.

Von ihrem ferneren Verkehr mit Schiller zeugen folgende Briefe:

Weimar, 25. Jul. 1800.

„Es war uns sehr erfreulich, theure Freundin, wieder nach langer Zeit etwas von Ihnen zu hören, obgleich der Inhalt Ihres Briefes mir Kummer macht. Wie beklag ich es, Sie in einer Lage zu wissen, die Ihrer so wenig würdig ist, und statt einer freien und heitern Thätigkeit Sie Pflichten übernehmen zu sehen, die sich weder mit Ihrer Gesundheit noch mit der Unabhängigkeit zu der Sie gewöhnt sind, vertragen. Ich zweifle gar nicht, daß Sie auf die moralische Bildung junger Personen sehr glücklich wirken können, aber ich zweifle ob die kleinen Details, die von einer solchen Beschäftigung unzertrennlich sind, die anhaltende Aufmerksamkeit welche sie erfordert und der Zwang den sie auflegt Ihrer Art zu seyn und zu wirken jemals angemessen sein werden. Ihr Geist muß durch ein lebhafteres Interesse gereizt werden, als diese an sich gemeine Beschäftigung je gewähren kann. Dazu können, nach meinem Urtheil, nur mittelmäßige Fähigkeiten passen, Ihr Geist aber will eine höhere Richtung und einen

kühneren Gang nehmen. Sie sind, wenn ich es kurz sagen soll, viel zu individuell gebildet, und diese Beschäftigung verlangt gerade das Gegentheil, eine ganz allgemeine generische Form.“

„Wenn Sie mir aber antworten, daß die äußeren Umstände Sie nöthigen, diesen Entschluß zu ergreifen, so gebe ich Ihnen zu bedenken, ob diese Unternehmung Sie nicht in größere Unkosten und in Sorgen verwickelt, die Ihnen drückend und unerträglich werden können. Nur bei einer großen Anzahl von Pensionärs läßt sich allensfalls etwas gewinnen, aber Sie würden sich nur auf wenige einschränken können, und es fehlt Ihnen zu Ihrer Ehre, die Kleinlichkeit der Gesinnung, welche nöthig ist, im Kleinen zu gewinnen und zu ersparen. Also kann ich auch, von Seiten des Nutzens, nicht zu diesem Schritt rathen.“ (Das letzte Blatt des Briefes ist abgerissen.)

Die zwei folgenden Briefe sind im Original an Freunde von Handschriften fortgegeben. Ich habe sie nur in Copien vor mir, von denen die eine ohne Datum:

„Ich habe Hoffnung Ihr Quartier zu bekommen und wir danken Ihnen sehr, daß Sie uns auf diesen Fall einige Geräthschaften noch im Hause wollen stehen lassen. Sie sollen Ihnen sorgfältig in Acht genommen werden.“

„Es thut mir aber sehr leid, daß Sie selbst diesen Winter nicht in Weimar seyn werden, welches uns diesen Aufenthalt werther gemacht haben würde. Trennen Sie sich ja nicht ganz von unserer Nachbarschaft, das würde uns betrüben. Bleiben Sie den alten Freunden getreu, die

kennt man einmal mit allen ihren Schwächen und Tugenden.“

„Meine Frau empfiehlt sich Ihnen aufs freundschaftlichste. Sie leidet seit einiger Zeit etwas weniger an ihren Krämpfen; zu ihrer Erheiterung und Bewegung machen wir jetzt eine kleine Reise nach Rudolstadt.“

„Versichern Sie Herrn v. Kalb meine Hochachtung, ich werde mit herzlichem Antheil hören, daß er eine angenehme Sphäre für seine Thätigkeit und die Erfüllung seiner Wünsche gefunden.“

„Leben Sie selbst heiter und glücklich und lassen bald wieder von sich hören.“

Mit herzlicher Verehrung

Der Ihrige
Schiller.“

Weimar 21. Jan. 1802.

„Ihr Gedanke wieder in unsere Nähe zu kommen ist uns sehr erfreulich gewesen. Wir selbst hatten Ihnen schon vor langer Zeit diesen Rath geben wollen und nur der Widerwille, den Sie zuweilen in Ihren Briefen gegen die hiesigen Verhältnisse geäußert, hielt uns ab, Ihnen die Proposition zu machen.“

„Freilich werden Ihnen manche Veränderungen, die sich in den letzten 3 Jahren hier zugetragen, den Ort nicht lieber machen, aber Sie finden doch Ihre alten Freunde wieder, die nicht überall zu finden sind. Nur viel theurer werden Sie es hier zu leben finden; in diesem Punkt hat sich viel verschlimmert, und wie sehr Sie sich auch ein-

schranken wollten, so würde doch eine Summe von 1000 Thalern jährlich erfordert werden. Wenn Sie aber keines Ihrer Kinder bei sich haben, so kommen Sie natürlich viel wohlfeiler weg. Es käme darauf an, es wenigstens auf ein Vierteljahr zu versuchen.“

„Im Sommer werden wir wahrscheinlich selbst nicht hier seyn, da wir unsern Freunden in Dresden versprochen, wieder hin zu kommen; dieß würde aber vor Ende Julius nicht ausgeführt werden.“

„Meine Frau wird Ihnen über alles das weiter schreiben. Ich habe nichts hinzuzusetzen, als daß Sie mir, wenn Sie Ihren Vorsatz ausführen, herzlich willkommen seyn werden. Niemand kann mehr als ich wünschen, daß Ihr Leben immer heiter und froh sein möchte, und was die aufrichtigste Freundschaft dazu beitragen kann, das ist Ihnen von Seiten meiner gewiß.

Schiller.“

So weit die Briefe, welche, nach der Dpferung der übrigen und ersten geschrieben, die spätere Zeit überdauert haben. Die herzlichen Beziehungen treuer Freundschaft drücken sie entschieden aus, und selbst in den kleinen Sorgen, welche Charlotte empfinden mochte, bewies sich Schiller als einen sorgsam rathenden Freund, der in der dankbaren Erinnerung dessen, was er der hochbegabten Genossin seiner jüngeren Jahre verdankte, nicht bloß einen warmen und herzlichen Gefühlsantheil an dem Geschick seiner Freundin nahm, sondern auch durch die That gern seine wirksam fördernde Theilnahme bekundete. Seine

Hülfe that der hülfsbedürftigen Frau wohl und erwärmte ihr Gemüth stets von Neuem, welches nie verlernt hatte, ihm zu vertrauen.

Göthe achtete in der hohen Frau noch mehr die geistig ebenbürtige, als die herzlich befreundete. An sie gehen Sendungen mit seinen und Anderer Neuigkeiten, sie wird von ihm um Deutung und Urtheil gebeten, und man erkennt leicht hieraus, welch einen Werth er ihrem Geiste und dessen Äußerungen beilegte. Davon zeugen zuerst drei Billets, welche mir im Original vorliegen, die aber, wie so Manches, was Göthe geschrieben, ohne bestimmtes Datum, an dem sie erlassen sind, an Frau von Kalb gingen. Er schreibt:

1.

„Sie können glauben daß ich auch oft an Sie denke, wenn ich gleich nicht erscheine und das ist freylich ein unfruchtbarer Antheil. Meine Existenz neigte sich immer zur Einsamkeit und ich denke es wird endlich auch dabey bewenden. Heute Abend werde ich mit Vergnügen aufwarten und wünsche Sie mit Ihrem Hrn. Gemahl allein zu finden. G.“

2.

„Viel Dank sey Ihnen gesagt daß Sie mir erlauben wollen, heut Abend, über die N ä h e n und F e r n e n, die ich immer weniger begreife, einige freundschaftliche Erfahrungen zu machen. G.“

3.

„Gern will ich Ihnen glauben, daß Ihnen unser kaltes Schattenreich wunderbar vorkommt. Fast noch nie

haben sich die Verhältnisse so zersprengt und isolirt als diesmal. Mit viel Freude erwarte ich Sie heute Nachmittag. Nur wünsche ich Sie, so lange die Sonne noch scheint, in meinem freundlichen Garten Zimmer zu sehen. G.

Hier einzuweilen ein alter Freund.“

Folgendes Billet habe ich nur in der Copie vor mir. Es ist ebenfalls ohne Datum, scheint jedoch wegen des Märchens, welches sicherlich das von der Lilie in den Gesprächen der deutschen Ausgewanderten ist, und wenn ich recht deute, wegen des Hinweises auf den Verlust seines jüngst gebornen Sohnes, von Göthe im Jahre 1795 geschrieben zu sein. Es lautet:

„Dank für Ihr freundliches Wort. Liebevoller Theilnahme befördert in solchen Fällen die gute Wirkung, die wir nur von der Zeit hoffen können.“

„Ich verlange zu hören was Sie über meine neuesten Productionen sagen. Besonders freue ich mich auf Ihre Auslegung des Märchens.“

„Leben Sie wohl, ich hoffe Sie bald zu sehen.

G.“

Diese ohne Angabe der Zeit, wann sie geschrieben sind, auf uns gekommenen Billets geben schon einen sicheren Beweis von der Achtung, welche Frau v. Kalb auch bei diesem Dichtersfürsten genoß. Ja ich gestehe, schon die ganze Färbung dieser wenigen Zeilen läßt solche bedeutender erscheinen, als die vorangehenden Briefe von Schil-

ker. Die sententiöse Schreibweise Göthes zeigt schon, daß er gewöhnt sei, an Frau v. Kalb nichts Bedeutungsloses zu geben.

Noch mehr gilt dies aber von folgenden mit Datis versehenen Briefen und Billets, von denen die beiden ersten und das letzte nur in Copieen aufgefunden sind:

„Mein Dank, werthe Freundin, für Ihren lieben Brief soll nicht leer erscheinen und da ich nichts eigenes finde das Ihrer Gesinnungen werth wäre so schicke ich Ihnen ein Paar Oden welche Herder aus dem Lateinischen eines Deutschen des vorigen Jahrhunderts übersetzt hat, die Ihnen gewiß Freude machen werden. Eine ganze Sammlung davon wird in die zerstreuten Blätter kommen. Die Bekanntschaft mit diesem vergessenen Landsmanne wird bey jedem Epoche machen der Poesie liebt und Menschheit ehrt.“

„Mein guter Meyer ist nach Dresden wo er einen Genuß finden wird dessen er allein fähig ist, seine Abwesenheit macht eine große Lücke in meine Existenz, ich fülle sie mit Hoffnung und mit dem Gedanken an die Reichthümer aus die er sich und uns überbringen wird.“

„Ich habe in dieser letzten Zeit noch manche Sorgfalt auf meinen losen Fuchs gewendet der gegen Pfingsten wieder einen Versuch machen wird sich in der Welt auf seine Weise zu produciren. Sonst habe ich noch mancherlei gearbeitet das später wohl auch vor Sie kommen und Ihnen Freude machen dürfte.“

„Der Herzog befindet sich wohl und vergnügt, sein Interesse an den Dingen weckt manches aus dem Schlum-

mer. Übrigens lebt alles nach alter Weise. Einige neue Schauspieler theilen und beschäftigen das Publicum.“

„Fichte ist noch nicht gekommen, sobald seine Einladungsschrift, die er vorausschickt, abgedruckt ist erhalten Sie solche. Aus seinen Briefen scheint es er habe vor in ein sonderbares Horn zu stoßen.“

„Leben Sie recht wohl und lieben Sie mich, sagen Sie mir manchnial ein Wort, ich schreibe auch und schicke was, damit, wenn wir uns wiedersehen, auch kein Augenblick durch Erneuerung der Bekanntschaft verlohren gehe, wie wohl dießmal geschehen ist.

W. d. 29 Apr. 94.

G.“

„Hier, liebe Freundin, kommt Meineke Fuchs der Schelm und verspricht sich eine gute Aufnahme. Da dieses Geschlecht auch zu unsern Zeiten bei Höfen, besonders aber in Republiken sehr angesehen und unentbehrlich ist: so möchte nichts billiger sein, als seine Ahnherrn recht kennen zu lernen.“

„Von Fichtens philosophischen Blättern sende ich nichts, wenn Sie von dem Inhalte irgend Notiz nehmen wollen, so wird ein mündlicher Vortrag höchst nöthig sein. Seine Nachbarschaft ist mir sehr angenehm und bringt mir manchen Nutzen; es konversirt sich auch mit ihm sehr gut und da er uns verspricht den Menschenverstand mit der Philosophie auszusöhnen, so können wir Andre nicht aufmerksam genug sein.“

„Leben Sie recht wohl und gedenken mein. Gustel ist

wohl, froh und klar, wünschen Sie ihm mit mir daß er so bleiben könne."

„Noch muß ich sagen, daß seit der neuen Epoche auch Schiller freundlicher und zutraulicher gegen uns Weimaraner wird, worüber ich mich freue und in seinem Umgange manches Gute hoffe. Leben sie recht wohl und kommen bald mit uns zu genießen was wir auch besitzen und erwerben mögen.

W. d. 28 Jun. 1794.

G."

„Sogleich habe ich mich, I. Freundinn, wegen des Weinverkaufs ungethan, meine Negociation will aber nicht gelingen, man lobt den Wein, sucht aber gegenwärtig keinen so theuern, indem man eher eines Tischweines bedarf. Hätte ich doch nicht geglaubt daß meine Freundinn sich vom Geiste der Speculation würde anhauchen lassen. So viel sage ich nur für den Augenblick, kann ich etwas besseres melden, so soll es mir Freude machen. Diese Tage war ich in Dresden, Dessau, Leipzig und habe gute Stunden daselbst zugebracht. Leben Sie recht wohl und behalten mich lieb.

W. d. 29 Aug. 1794.

G."

„Den Brief vor 14 Tagen habe ich erhalten und in Hofnung Sie bald zu sehen bißher nichts erwiedert. Körners sind fort und ich muß gestehen daß es mir leid that Ihr Verhältniß gegen diese Societät so wunderbar verrückt zu sehen. Vorgestern war ich auf einige Stunden in Weimar nun bin ich etwa noch acht Tage hier. Ich

werde von Ihrem Briefe nichts erwähnen, allein von Ihrer Eröffnung den Gebrauch machen den Sie wünschen. Möchte daraus eine gute Wirkung entstehen! Das Leben geht hin und die Lust daran will sich so selten einstellen. Leben Sie recht wohl. Jena d. 22 Mrz. 96.

Goethe."

„Hier ist das Buch zurück, ist hoffe es in Ruhe hier, auch als eine Gabe von Ihnen zu genießen, wie ich Ihren Brief oft wiederlese in stillen Stunden. Es verfliegt so viel in der Luft, warum sollen auch solche Worte im Feuer aufgehen. Lassen Sie mich Ihnen sagen, daß ich ihn zu kurz fand und daß ich immer so fort gelesen hätte und nun immer wieder von vorn anfangen. Sie irren sich nicht so ganz, wenn Sie mir schreiben. Leben Sie recht wohl.

D. 1 May 96.

G."

„Meine eigne Absicht trifft mit Ihren Wünschen, werthe Freundin, recht gut überein. Zu Ende dieser Woche wollte ich so von hier abreisen und ich werde meine Abfahrt beschleunigen, um durch diese kleine Aufmerksamkeit zu zeigen wie sehr ich Ihnen und Ihrer würdigen Frau Tante gefällig zu sein wünsche.“

„Leben Sie recht wohl. Ich hoffe Sie bald wieder zu sehen und werde dem Schlossvoigt anzeigen daß er sich auf einen neuen Besuch vorzubereiten hat.

Jena d. 7 Jun. 1796.

Goethe."

So weit diese Briefe, die, so wenige sie sind, doch immerhin einen Blick thun lassen in das schöne Verhältniß, in welchem die hohe Frau mit dem Riesengeschlecht unserer Litteratur stand, und in die hohe Achtung, welche sie bei den Männern genoß, deren Geist, wie der ihre, aus dem Licht geboren war.

Alles, was sie in den Jahren der frischesten Empfindung innerlich erlebt, scheint Charlotte von Kalb niedergelegt zu haben in dem wunderbaren Buch, dem sie den Titel „Cornelia“ gegeben hat.

Ernst und Leonore Carlost gehen an den Rhein nach Kunde von den Thren, die vom Kriege betroffen, kein Zeichen ihrer Rettung gegeben haben. Die Reise ist ohne Erfolg, und während Ernst noch in der Umgegend umherreist, bleibt Leonore in Mainz. Eine Gesörte, die still in den Zimmern Leonorens ihr Wesen treibt, gewinnt deren Theilnahme für zwei Nonnen, welche dem Brande ihres Klosters entronnen, auf der Nonnenau eine neue Heimath sich gegründet haben. Cornelia von Hohenfels und Aloisa haben ein an Wechseln des äußeren Geschickes, so wie an Kämpfen des Gemüthes, an Leiden der Seele reiches Leben hinter sich. Pater Antonio ist ermächtigt, Leonoren ein Manuscript mitzutheilen, welches von Cornelias Jugend Zeugniß giebt.

Cornelia von Hohenfels, eines Landjägermeisters Tochter in Franken, verliert früh die Mutter und wird durch deren Tod zur Pflege ihres neugebornen Bruders Albert gerufen. Die Leiden des Knaben und seine Heilung durch

Simon, den seine Anhänglichkeit an die evangelische Lehre aus Ungarn vertrieben, die Bildung Corneliens durch die Einwirkungen der älteren Brüder und des Dheim Domherrn gehen in raschen Zügen geschildert an dem Leser vorüber. Wir sehen Cornelian im Frühling Heilkräuter suchen, wir begleiten sie zur Försterfamilie nach Waldaschach, und der lieblichste Duft idyllischer Einfachheit umgiebt uns in den Schilderungen der kleinen Leiden und Freuden. Der Besitz des Hauses mehrt sich durch die Besitzergreifung erledigter Lehen, und in Gesellschaft geistlicher Herrn wirken die Resultate weiser Zeitbetrachtungen auf sie ein, wie diese angestellt wurden von solchen, die mit offenen Augen der Entwicklung einer neuen Zeit entgegengingen. Wie in das Verständniß eines ihr bisher fremden Gebietes der Anschauung, so wird Cornelia auch in neue und tiefere Erkenntniß ihres eigenen Herzens geführt. Eine Wanderung zu einer Marienkapelle bringt sie in Gefahr, von der Höhe eines Abhanges herabzustürzen. Sie wird gerettet, wie sie in der Entzückung über die Erscheinung vermeint, durch einen Engel. Eine Reise nach Wiesbaden führt sie in den Kreis einer liebenswürdigen Familie von Burg, in deren Gesellschaft sie durch Frau Therese zu einem tieferen Verständniß eignen Gemüthslebens auf Mutterweise sanft geleitet wird. Das Verhältniß mit der Familie von Burg wird durch gegenseitige Besuche auf ihren Herrnsitzen inniger und endlich besiegelt durch ein Verlöbniß mit Augustin, dem jüngst aus der Fremde heimgekehrten Sohn der Frau Therese, dem Retter Corneliens, als von der Höhe der Marienkapelle herab jäher Sturz ihr drohete. Die

Verlobten durchleben einen Winter in aller Grazie einer tiefempfundenen, mild durchwärmenden Liebe. Cornelia weilt bei den Schwiegerältern. In die neuen Anlagen der Frau Therese geführt, wird sie dem Bruder Thomas bekannt, dessen Erzählung von seinem Leben und dessen Wirren und Verwicklungen einen tiefen Eindruck macht auf die Hörer. Ohne von seinen Ältern zu wissen und sagen zu können, wuchs er auf, und galt in der Welt wie ein Ausgestoßener; Hohn traf ihn überall und Schmach. Unendlich rauh von dem Leben berührt, überall zurückgestoßen, in allen seinen Wünschen gekränkt, zog er sich nach abenteuerreichen Jahren, obschon voll kriegerischen Muthes, voll Waidmannslust, voll Freude am Schaffen in das Kloster zurück, welches er verließ, um hier in der Öde, die für Menschen bewohnbar gemacht werden sollte, in christlicher Demuth und uermüdlichem Schaffensdrang zu wirken. Sein Leben ist ihm so lieb geworden, daß er sich weigert, da endlich Namen und Besitz ihm geboten worden, von seiner Schöpfung zu scheiden.

Inzwischen verläßt Augustin die Heimath, väterliche Verwandte aufzusuchen. Die Nachricht von seinem Tode kommt zurück. Starrer Schmerz befällt die unglückliche Braut und langsam erst erholen sich die gelähmten und in ihren tiefsten Wurzeln geknickten Kräfte. Auch von ihrem Bruder Albert muß Cornelia scheiden; in eine Unterrichtsanstalt wird er durch Pater Francesko abgeholt. Den unglücklichen Mönch ergreift eine leidenschaftlich glühende Liebe zu der jungfräulichen Braut. Er sinkt zusammen mit wildem Ausruf, da er, von seinen Oberen abgesendet,

den Schleier über Cornelian breitet, als sie nach vollendetem Noviziat das Nonnengelübde ablegt.

Der zweite Abschnitt führt uns nach Italien. Antonio, der Benedictiner aus Ebrach, der in Rom für seinen Orden zu wirken hat, wird aufgefordert, sich an der geistigen Heilung zu theilnehmen, deren ein fremder Mönch Francesko bedarf. Antonio würdigt die Leiden des jungen Mannes richtig, innige Freundschaft verbindet Beide, so daß nach seiner ersten Anwesenheit in Italien, Antonio zum zweiten Male dorthin geht, als er von Francesko selbst zur Hülfe in der Seelennoth gerufen wurde. In der Charwoche trifft in der Kirche Francesko auf Albert. Unzertrennlich bleiben Beide, und als Francesko mit dem heranwachsenden Bruder Cornelian durch Italien reiset, richtet er seine Briefe an Antonio, der inzwischen nach Deutschland zurückgegangen ist, und an eine befreundete Genossin Cornelian, an Aloisa, welche ihm tröstend beigestanden, als er bei der Einkleidung Cornelian zusammengesenken. Sie zeugen von starken Seelenkämpfen und von Ringen nach Besonnenheit und Ruhe aus den wilden Bewegungen des Gemüthes, athmen aber auch schon jenen Frieden, da sich denn eine irdische Liebe zu einer himmlischen verklärt hat. — Auch durch Südfrankreich gehen die Reisenden.

Der dritte Abschnitt schildert den Antonio in priesterlicher Thätigkeit bei Cüstines Heer am Rhein und in Mainz. Die französische Revolution in ihren bedeutendsten Momenten geht vor den Augen des Lesers vorüber. Felix Wimpfen ist der Erzählende, der aus eigener

Anschauung berichtet. Der Klosterbrand und die Verwüstung zu Mainz hat inzwischen die Nonnen versprengt, und Aloisa und Cornelia haben zu Burgheim bei dem neuen Besitzer, dem Freunde Augustins, Eduard v. Stein und seiner Gattin eine Heimath gewonnen. Dorthin kommt die Nachricht von dem Tode Franceskos und der Verwundung Alberts, der sich in die Kämpfe gegen die Revolution gestürzt. Endlich trifft er selbst wieder ein und geneset unter der pflegenden Hand seiner Schwester.

Der vierte Theil ist dem Leben Aloisens geweiht. Ein Manuscript überbringt der Domherr Johannes von Köln, „Siehe die geweihte Nelke!“ überschrieben; es weist Aloisen eine Verwandtschaft mit einem edlen Geschlechte nach. In demselben erzählt Amadeus, wie seiner Amtswohnung gegenüber ein stets verschlossenes stattliches Haus gelegen, an dessen einem Fenster er stets einen Nelkenstock in dunkeln Blumen prangend gefunden. „Die Pracht der dunkeln Farbe mahnte an innige Andacht.“

Bei einer Feier im Dom gelingt es ihm, einer Frau sich dienstgefällig zu erweisen, deren jungen Tochter ein Dieb ihr Gebetbuch entwendet hatte. Amadeus schafft es wieder, und schaut in demselben die dunkle Nelke als Bezeichnung des Liedes, welches gesungen worden. Auch sah er, wie von der Stadtmauer her die Matrone zu dem stillen Hause Zugang suchte und fand. Von einem Spaziergang, welcher den Domherrn auf die hohe Umgebung der Stadt führte, scheuchte Regen und Unwetter den Heimkehrenden in den Schutz des Hauses mit der dunkeln Nelke. Die Matrone hieß ihn willkommen, auch Aloisa, eine äl-

tere Tochter, begrüßte ihn als einen längst Bekannten. Der Geistliche wiederholte die Besuche und eine reiche Liebe mit all ihrem Wohl und Weh bemächtigte sich seines Herzens. Das Zimmer, in welchem die dunkle Nelke prangte, umschloß die Unbefangenen, die im traulichen Gespräche mit Bruder und Mutter sich dem Rausch einer erst noch geahnten Liebe hingaben. Den Priester ruft seine Pflicht in die Ferne. Die Trennung ist ihm nicht zu ertragen. Er eilt herbei. Es gelingt ihm, Aloisen zu sehen. Der Bruder tröstete den in Schmerz und Harm Zusammengebrochenen: „In dem Herzen der Mutter, des Bruders bist du, Amadeus, mit Aloisa vereint.“ Wo dies Gespräch geführt wurde, prangte die dunkle Nelke.

Am Tage des Begräbnisses der Äbtissin brachte ein Franziskaner an Aloisa mit den dunkeln Nelken einige Zeilen als ihr Vermächtniß. Aus diesen schloß Eduard v. Stein richtig, daß Aloisa der Liebenden einziges Kind sei. Die rothe Nelke gilt auch hier als ein Symbol der innigen Neigung, gerade so wie es auch der Spanische Mönch, Francesco de Mioga, in dem in Übersetzung mitgetheilten Gedicht deutet. —

Aloisa berichtet später von ihrer eigenen Jugend. Mit Gespielinnen gleichen Alters wuchs sie in ländlicher Zurückgezogenheit auf. Von ihrer Umgebung trat ihr nur eine ältere Frau bedeutungsvoller entgegen, die in stiller Geschäftigkeit für die Ordnung des Hauses Sorge trug. Aloisa verlor ihre Pflege früh, und nachdem sie einige Zeit fremden, wenn auch treuen Händen eines Priesters und einer Wärterin anvertraut geblieben, wurde sie einem Klo-

ster zugeführt, welches an ihr seine erziehende Kraft be-
 thätigen sollte. Dort rückte die Zeit der von ihr selbst
 ersehnten Einkleidung heran. Ein strenger Priester, der
 an ihrer symbolischen Deutung von dem Wunder der Spei-
 sung mit den fünf Broden Argerniß nahm, versagte ihr
 dieselbe, und über die schmerzliche Zurückweisung konnte
 sie nur der rasche und ihr unerwartete Wechsel des Klosters
 trösten. Eine Vertraute führte die Bestürzte und in ih-
 rem innersten Leben tief Erschütterte in eine Abtei, deren
 Vorsteherin stets die Älteste des gräflich-lichtenstein'schen
 Hauses war. Würdig wurde die Jungfrau begrüßt, mit
 zarter Sorgfalt gepflegt, ohne daß sie wußte, wer ihre
 Aufnahme dort bewirkt und ihre Ankunft vorbereitet hatte.
 Durch die sittliche Ruhe und die adlige Hoheit ihrer Er-
 scheinung wirkt die Äbtissin auf das Gemüth Moisen's.
 Sie lernt Selbstbeherrschung in erschütternden Affecten.
 Durch die unart betriebene, wenn auch verzeihliche Nach-
 forschung eines Freiers nach ihren Ältern und nach den
 Verhältnissen ihrer Geburt, wird Moisa selbst erst auf
 Fragen aufmerksam gemacht, deren Lösung ihr Gemüth
 beunruhiget. In dieser Lage wirkte es auf die erregte
 Stimmung Moisa's besänftigend, daß die Äbtissin von ih-
 rem Leben und ihren Leiden erzählte. Ihre Jugend floß
 harmlos dahin. Dem Grafen Rudolf von Lichtenstein ver-
 mählt, erfuhr sie frühzeitig Leid die Fülle. Der vielgeach-
 tete Mann stand an der Spitze einer Geheimgesellschaft,
 deren Anforderungen ihn oft auf Reisen führten, welche
 ihn längere Zeit in Anspruch nahmen. Der Einsamen
 zur Gesellschaft sendet er die Wittve eines ihm Freund ge-

wesenen Offiziers Alberti zu, deren Leben in einzelnen Zügen wiederholt, was Charlotte von Kalb in dem ihren selber erfahren hat, wie z. B. die Erscheinung der Berrückten nach der Geburt des Knaben.

Die Nachricht von dem in der Ferne erfolgten Tode des Grafen Rudolf überbrachte der Priester Amadeus, sein Freund und Beichtiger. Und diese Trauer und der Blick in ein ödes, freund- und farbloses Leben führte die Gräfin, besonders auf Amadeus' Rath, in die Abtei, wo sie in der Erziehung der ihr anvertrauten Töchter dem Leben allmählig wieder einen neuen Reiz abgewann. Ihr zur Seite stand in getreulicher Theilnahme am Werke Frau Alberti, bis dieser nach Jahren der Anheimfall der im Norden Deutschlands gelegenen Güter an ihren Sohn gemeldet wurde. Dahin ging sie ab.

Während dieser Zeit war auch Aloisa in die Abtei aufgenommen. Und nachdem sie Jahre lang der Pflege und herzlichem Vertrauen erweckenden Thätigkeit der Äbtissin sich erfreut, beschloß diese bei dem herannahenden Alter jüngeren Kräften die Bürde der ernstern Sorge um das Wohl der Jugend zu überlassen. Sie erwartete nur noch den Priester Amadeus, welcher die Lösung und Regelung der Verhältnisse der Wittve seines Freundes verheißten hatte. Anstatt seiner kam die Nachricht seiner Erkrankung. Die Äbtissin eilte mit Aloisa auf das Landgut des Priesters; sie fanden in seinem Zimmer keinen anderen Schmuck als die dunkel rothe Nelke, das Symbol seiner innigen Liebe und Treue. Er segnete Aloisa als sein Kind und starb.

In stiller Trauer und in ernster Heiligung für das Leben, daß sie nun nur den Gedanken leben wollte, verweilte Aloisa bei der Äbtissin; sie begleitete sie auf die nordischen Güter der Frau Alberti, beide kehrten mit dieser an den Rhein zurück. Da stirbt Frau Alberti in Wiesbaden, und Aloisa wird in das Kloster berufen und ihr die Vergünstigung der Einkleidung ohne Noviziat dort gewährt, wo auch Cornelia nach der Zertrümmerung ihres Lebensglückes und aus dem Schiffbruch ihrer Hoffnungen ein sicheres Asyl gefunden hatte.

Daß Beide aus diesem Kloster durch den Brand, welcher mit dem Revolutionskriege sich dorthin wälzte, verschont wurden, das erzählte der erste und der dritte Theil. Sie fanden bei Eduard v. Stein in Burgheim gastliche Aufnahme, bis sich Beide in einen eigenen Besitz Cornelia's nach der Nonnenau zurückziehen, den diese aus den Trümmerresten ihres Vermögens zur Ausführung frommer Werke sich hat gründen können.

So weit der Roman, oder wie wir sonst diese wunderbare Erzählung Charlottens nennen wollen. Denn derselben jenen Namen zu geben, möchte ich von dem Standpunkte eines Kunstkritikers aus entschieden Anstand nehmen. Vergeblich forschen wir nach einer Entwicklungsgeschichte eines Charakters, welche uns dessen Werden vorführte, wir vermissen die Einheit und das planmäßige Hinlenken der einzelnen Theile zu dem Ganzen, was als Urbild in der Seele der edlen Verfasserin gelegen haben könnte. Wir finden dagegen manche Dunkelheit, welche

dadurch entstand, daß die Verfasserin Tagebücher verschiedener Personen gewissermaßen in einander schachtelte, wir finden Interessen angeknüpft, die sich plötzlich und unvermerkt uns wieder entziehen. Die Personen der Einleitung gehen verloren, wir hätten auch ohne Leonore Carlost in den Besitz der Erzählung gesetzt werden können; ja die Person der Heldin selbst, nach welcher die Verfasserin die Schrift bezeichnet hat, Cornelia, hört mit dem ersten Theile entschieden auf, für uns Etwas zu sein; andere Personen, andere Zustände und doch so noch verwandte, ja bekannte drängen sich in den Vordergrund.

Und doch, ja, trotz dem Allen ergreift die Erzählung mit einem mächtigen Interesse.

Dies aber wird erregt durch die Gesellschaft selbst, in welche uns die Verfasserin führt. Sie versteht keine niedrigen Seelen zu zeichnen. Die Personen, mit welchen sie uns verkehren heißt, hat sie alle mit einem idealen Drange ausgerüstet, mit einem Streben nach einer sittlichen Beredlung und Größe, welche reinigend und erhebend, also mit der Wirkung jedes ächten Kunstwerkes auf den Leser wirkt. Ich möchte hierin, wenn ich mich so ausdrücken darf, Schiller'sche Schule erkennen. Wie dessen Gestalten, selbst die der Bösewichter, geedelt sind durch den sittlichen Schwung, der Schiller's eigenste Natur selbst war, so auch in der Erzählung der Frau von Kalb. Wir verkehren mit Wesen, welche Läuterung suchen und finden, und in dem Streben sich bewegen, die Schlacken der erdgeborenen Menschen abzustreifen. Sie bekunden dies in einer Reihe schöner, warm gefühlter, aus dem Leben

gegriffener Situationen, und in der Symbolik, welche sie in das Leben legen. Die dunkle Nelke giebt davon Zeugniß.

Dann aber auch gewinnt die Verfasserin den Leser durch die rührende Einfalt idyllischer Schilderungen. Welcher Liebreiz ist ausgegossen über die Geschichte des Forstmeisters und seiner Liebe und Werbung; welche tiefe Frömmigkeit athmet die Erzählung von der Gewissensnoth des unglücklichen Ungars, der seines Glaubens wegen mit dem sterbenden Vater Heimath und Geliebte verläßt, um die Freiheit seines Bekenntnisses sich zu wahren. Wie innig bewegt uns die greise Dichterin, die aus allen Wirren des Lebens sich den kindlichen Ton der Rede bewahrt hat, und das süße Verständniß der Sprache, in welcher Waldesduft und Blüthenhauch, Glockenklang und Scheideblick der Sonne zu dem empfindungsvolleren Menschen reden. Wer so schildern kann, wie warm muß der empfunden haben!

Die mächtigste Wirkung der Erzählung liegt aber darin, daß wir vor lauter Selbsterlebtem stehen. Wer die „Charlotte“ gelesen, jene Memoiren der Frau von Kalb, der könnte Zug für Zug in der „Cornelia“ mit Hinweis auf jene Denkwürdigkeiten belegen. Die in der frühen Jugend Charlottens aufgenommenen katholischen Eindrücke sind hier zu dem breiten Hintergrunde der ganzen Erzählung ausgelegt; das Leben des freiherrlichen Adels auf seinen Gütern findet sich hier wieder, Corneliens Verlust der Mutter, ihre Liebe zum jüngeren Bruder, seine Pflege in der Krankheit, das Sammeln von Heilkräutern mahnen an die Erlebnisse Charlottens. Wir begegnen

dem Almosen sammelnden Mönche wieder, wir vernehmen das Gespräch mit dem Meister der Loge in Frankfurt und seine Mahnung: Bleibe dir selbst getreu; wir lesen von dem Leiden der jungen Mutter, welches ihr die Erscheinung der Gestörten schuf, und von der bereiten Hülfe eines Abate, der in seiner Thätigkeit und Rede gar sehr an Schillers Erscheinen in Mannheim erinnert; kurz auf allen Schritten und Tritten begegnen wir bekannten Physiognomien und Porträts derjenigen Gestalten, welche schon unser Interesse in der „Charlotte“ rege gemacht haben.

Nicht zu bezweifeln ist es, ja, als sie lebte, hat es die Verfasserin gern bekannt, daß sie in der Cornelia ihr Leben mit seinen inneren und äußeren Erfahrungen in romanhafter Form hat niederlegen wollen. Und ist dem so, daß die Cornelia nur der künstlich aufgefangene Reflex der eignen Erlebnisse ist, so gewinnen wir durch diese Einsicht auch einen Faden, der das scheinbar Auseinanderliegende zu inniger Einheit verknüpft.

Charlotten's Gestalt und Wesen erscheint in der Cornelia in zwei Personen, als Cornelia und als Moisa. Wenn Charlotte ihr eigenes Leben und dessen wunderbaren Gang durchschaute, so mußte sie erkennen, wie sie durch zwei Phasen ihrer Entwicklung hindurchgeführt war, und diese beiden Erscheinungen in zwei verschiedenen Bildungsepochen sind Cornelia und Moisa.

Ich habe oben schon angedeutet, wo mir der erste Theil ihrer Denkwürdigkeiten aufzuhören scheint; greifen wir um Weniges weiter, etwa bis dahin, wo in der innerlichst erschütterten Seele Charlotten's die Harmonie des Friedens

wieder hergestellt ist, die großartige Mitempfindung der Seelenzustände unseres Dichters leidenschaftslos geworden und ihr eigenes Gemüth sich in sich selbst zurückgezogen und seine eigene Heimath gefunden hat, so haben wir das Bild der hohen Frau in der Cornelia, die, nachdem sie vergeblich versucht, außer sich und um sich eine Heimath zu gewinnen, den Schleier nimmt, um in sich selbst zurückkehren zu können, um von den getäuschten Hoffnungen, das weitere Leben an der Seite eines vielgeliebten Gatten zu durchmessen, von den Wunden und Verlusten wieder zu gefunden.

Die gesundete Cornelia ist Aloisa. Die affektfreie Ruhe, nach welcher Charlotte Cornelia rang, hat diese Charlotte Aloise errungen. Die lichte Klarheit, die über Wollen und Handeln ausgegossen ist, macht sie zu einer liebwürthen Erscheinung; überall tritt sie einher mit dem Bestreben, nicht sowohl abgerissene Fäden wieder anzuknüpfen, als vielmehr neue Felder für eine Thätigkeit sich zu eröffnen, der sie sich in dem Streben, dem Geist und dem Gedanken zu leben, hingeben konnte. Und hier ist es nicht ohne Bedeutung, daß sich Aloisa und Cornelia der Jugenderziehung widmen. Wir gedenken jenes oben mitgetheilten Briefes von Schiller, der doch auch voraussetzen läßt, es habe Frau v. Kalb allen Ernstes daran gedacht, die Leitung und Führung junger Mädchen sich zur Aufgabe ihres vereinsamenden Lebens zu machen. Wenn Schiller ihr dieses Vorhaben wiederrieth, so war er sicherlich im Rechte; denn er kannte ihr Wesen, und jenen nur auf großartige Anschauungen gerichteten Sinn

Charlottens. Aber von edlem Sinne zeugt es immerhin, sich selbst, still wirkend, seine Welt schaffen zu wollen, und merkwürdig bleiben die Ansichten, und für unsere Erzieherinnen wohl zu beherzigen die Winke, welche sie über die weibliche Erziehung in der Cornelia äußert:

„Das geistige Glück wird seltner, seitdem die Frauen aus der Einsamkeit schieden,“ und ferner:

„Unsre Gebieterin beharrte in sanfter Wachsamkeit, sie vermochte das jugendliche Leben zu ehren und sich der Kindheit zu erfreuen. Nur das Wesen ist beglückt, sagte sie, welches seiner Kräfte inne geworden; durch dies Vermögen wird man willig Schranken anerkennen und sie achten. Nachdenken vernimmt, Forschung sammelt; an Vergängliches sich binden, ist schon Verlust. Noch will ich rathen: tadelt kaum, auch lobt selten; Beides erregt Mißgunst und es schwindet sinnige Traulichkeit. — Folgt dem Ruf des Herrn dahin, wo selige Liebe waltet.“

Ferner: „Der Arbeit wurde das Nothwendigste allein werth gehalten, dies kanust du nicht entbehren. Wechsel und Tand schafft Überdruß und veranlaßt Verschwendung. Wohlstandigkeit ist die Wissenschaft eines Weibes.“

„Das unbefangene Gemüth bewahren und durch Erkenntniß bereichern, soll das Streben des Weibes sein.“

„(Dem Aufsicht übenden Abte) lag besonders am Herzen, strenge Gesinnungen zu fördern, schwachsinrigen Wahn zu entfernen. Wesen des Lichts werden Vergängliches verschmähen, allein schwerlich wird das Weib jedem Trug entgehen; das Leben hat Kindheit, Jugend und Alter. Die Kindheit leitet ein Engel, die Jugend die

Liebe, das Alter soll die Weisheit leiten, sie reißt durch Leid und Einsicht. Doch jeder Affect, er sei der Bewunderung oder Neigung geweiht, gewiß, jeder ist schädlich."

„Man tadelte, daß wir so wenig Unterweisung erhielten, doch was man den Frauen zu lehren meint, ist doch nur Spreu oder eitel Schnitzwerk. Unwissenheit ist Unschuld."

„Sie rügten jede Übertreibung in Rede und Affect, da es eitel Geschwäg bleibt, das wir nicht vertheidigen können, und meist wieder verwerfen müssen. Was können, was dürfen wir behaupten oder erklären wollen mit dem Ausruf: „„himmlisch! einzig! ganz außerordentlich! — bis zum Entzücken interessant!"" — Das bedeutet ein Schangericht von Eitelsinn, das aufgelöst wie Seifenblasen sinkt. — Wurden ähnliche Zierstoskeln in ihrer Gegenwart ausgesprochen, äußerten sie: Dies gehört auch in das *Lexikon*: *des travers et folles!* und die Meisterin sagte: *N'avalez point ces jactances!* Rechtes Maas duldet keine Übertreibung, sie erregt nur Verworrenheit und Leerheit!"

Hätte Charlotte nach solchen Grundsätzen und Ansichten selber eine nachwachsende jüngere Generation zu erziehen übernommen, wohl möglich, daß sie ihr und der Welt zur Freude gereicht haben würde. Die Wahrheit der Empfindung wäre sicherlich angebaut worden, welche die heutige Erziehung durch ein Anlügen von Empfindungen und ein Andichten von Gefühlen leider oft genug prinzipienmäßig untergräbt und vernichtet. „Zu den Lobrednern des so nichtig Sentimentalen darf man wohl sagen: du bist im Irthum über Mensch und Gott!" —

Dies Prinzip der Wahrheit und der der eignen Kräfte bewußten Klarheit finden wir in dem Leben der edlen Frau durchgängig gewahrt. Freilich hat sie den Gewinn desselben theuer genug erkaufte. „Für Frauen ist die Einsamkeit die Lehrerin des Lebens,“ sagt sie ein Mal. Und in die Schule der Einsamkeit ist sie frühe gegangen, denn das Geschick hat sie in jungen Jahren abstreifen heißen, was den Menschen mit der Freude äußeren Besizes lockt und an das Leben bindet. Verluste auf Verluste haben sie stets auf sich selbst zurückgewiesen und ihr den Gedanken aufgedrungen: „das Wohl von Andern abhängig zu meinen, ist der schädlichste Irrthum; Eines ist nur: Mitleid mit uns und Andern. — So geneset die Seele!“ Wie zur sittlichen Erkenntniß eignen Werthes und der Pflicht, so führte die Einsamkeit und das Alleinsein Charlotten auch zu dem innigen Verständniß der Religionswahrheiten. Sie sagt selber: „Selbstsein kennt keinen Zwiespalt, nur in Einigung wird uns das Christenthum verständlich!“ — An sich selber hat sie die Wahrheit ihrer Maximen erkannt.

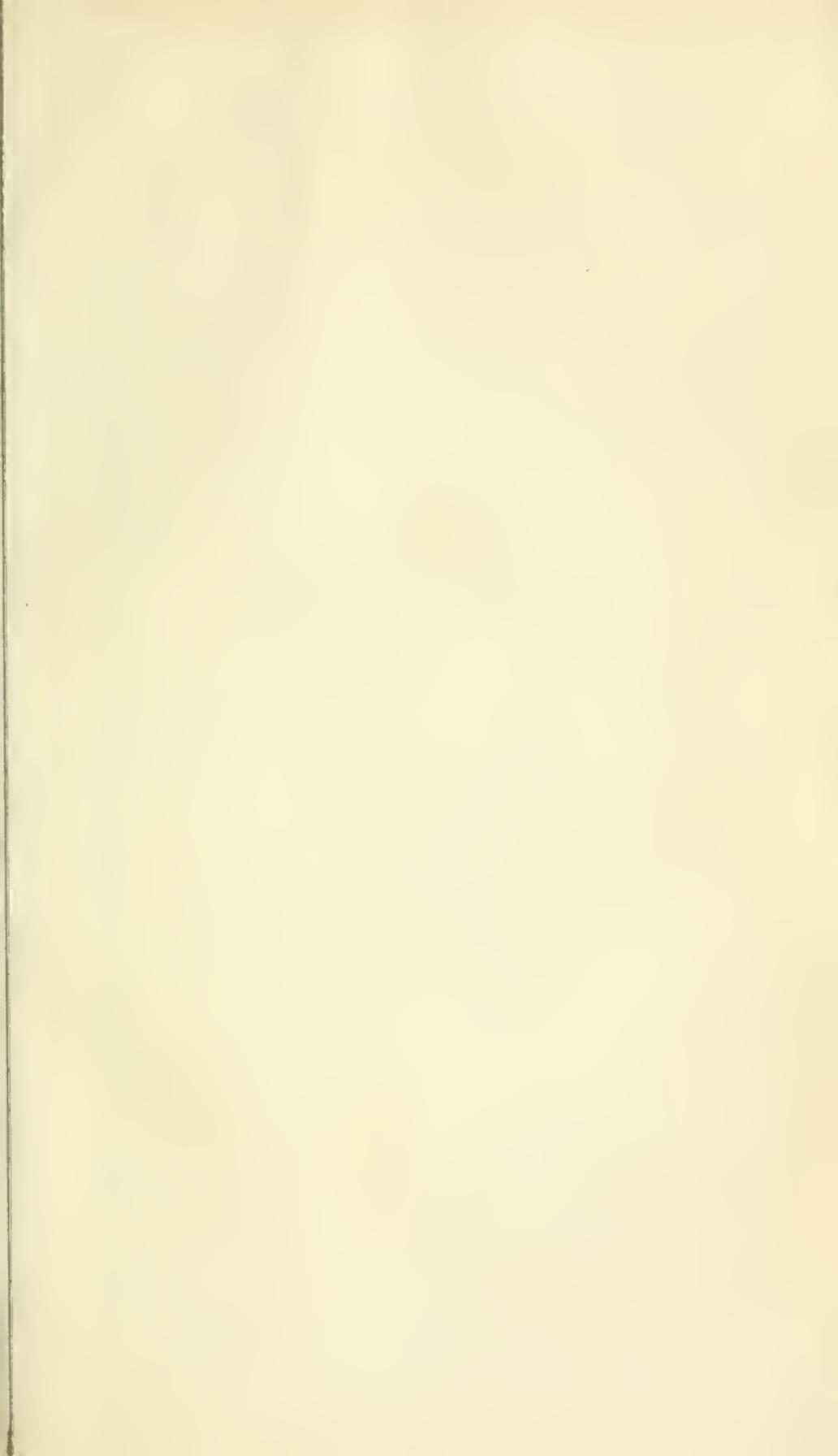
Nur Weniges mag ich noch über die fernere Lebenszeit Charlottens hinzufügen. Ihren Aufenthalt nahm sie an der Seite ihres Gemahls nach 1790 bis zum Jahre 1800 abwechselnd in Weimar, Kalbsried und Waltershausen. Im Jahre 1801 besuchte sie Offenbach, Wiesbaden und Gomburg; im Jahr 1802 hören wir von einem Aufenthalte in Weimar, denn die Herzogin Amalie schreibt an Knebel am 28. Apr. 1802: „Die Lotte Kalb

ist bei uns; sie ist noch nicht bei mir gewesen, sie soll aber noch die nämliche sein;" und das Jahr 1803 sah sie einige Monate in Trabelsdorf. Im Jahre 1804 starb Heinrich von Kalb, und Charlotte ging nach Berlin, wohin sie besonders die Freundschaft mit Fichte und der geistige Verkehr rief, in den sie auch hier mit großen Genien des Jahrhunderts — ich denke besonders an Wilhelm von Humboldt — treten durfte. Im Jahre 1820 erblindete sie ganz. Ihre Wohnung hatte sie im königl. Schlosse nehmen dürfen, und hier ließ sie an ihrem inneren Gesicht die Vergangenheit vorübergehen, und bewahrte sich die rege Theilnahme für die Ereignisse der Gegenwart. Zu Ruhe und Frieden mit sich und der Welt hatte sie sich durch die Wirren des Lebens hindurchgekämpft, so daß sie 1828 schreiben konnte: „Manchmal habe ich mich dem Gedanken hingegeben, daß derjenige, dem Gott die Liebe zur Eingezogenheit einpflanzte, gleichsam mit einem Sinne mehr als Andere geboren sei;" und schon in einem Briefe aus 1827 sagte sie: „Mein Leben wird immer stiller, aber ich bin so zufrieden. Trübe Gefühle kommen mir nur aus der Vergangenheit; aber so ist das Dasein; schmerzliche Erfahrungen müssen uns reifen und zur geistigen Fähigkeit würdigen; dadurch wird das Licht in der Dunkelheit unsrer Tage gezündet, und wir fangen dann erst an zu unterscheiden; in diesem Zustand ist der Gleichmuth vor Allem nothwendig, und ohne diese Stimmung übersehen wir Vieles, und werden von andern bedrängt." Diesen Gleichmuth hatte sie sich im hohen Grade angeeignet und empfahl ihn gern, so auch in einem Briefe aus demselben Jahre: „Nur die

Ehrfurcht für das, was wir in uns und Andern Geist nennen, ist das Gute und Erhabene im Leben; daher sind die Affecte als Schranken des Guten und des Lichtes so quälend.“

So reiste sie in heiliger und ernster Stille dem Tode entgegen. Im Jahr 1832 schrieb sie: „Wenn ich Orte nennen hörte, in denen ich gewohnt, freue ich mich immer, daß ich davon weg bin, und jezo eine kleine Zelle unter dem Himmel habe; wenn wir einst nicht mehr in dem Irdischen sind, werden wir uns auch so freuen es verlassen zu haben, und dies Bewußtsein wird ganz Seligkeit sein.“

Und diese Seligkeit ist ihr geworden. Am 12. Mai 1843 starb Charlotte von Kalb.





Schiller, Friedrich von

49148

LG

Author Koöpke, Ernst

S334

.Ykoop

Title Charlotte von Kalb.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED

